



Servus, Bosporus!

Reporter
reisen
nach _____ Istanbul

Herausgeber
Dr. Ulrich Bausch

Chefredaktion
Dominik Baur, Philipp Maußhardt

Autoren
**Felix Austen, Barbara Bachmann,
Jenny Becker, Stephanie de la Barra,
Nicole Graaf, Karl Grünberg,
Annika Kiehn, Friederike Mayer,
Tobias Oellig, Marta Popowska,
Lena Schnabl, Ariana Zustra**

Textredaktion
**Philipp Maußhardt,
Erdmann Wingert, Dominik Baur**

Fotografen
Eric Vazzoler, die Autoren

Gestaltung
Tanja Hoffmann

Titelfoto
Jenny Becker

Druck
Druckerei Sautter, Reutlingen

Organisation
Stefan Junger

V.i.S.d.P.:
Philipp Maußhardt

**Zeitenspiegel-Reportageschule
der Volkshochschule Reutlingen
Spendhausstraße 6
72764 Reutlingen
Tel. 071218336-182
info@reportageschule.de
www.reportageschule.de**

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, Aufnahme in
Online-Dienste und Internet sowie Vervielfältigung
auf elektronischen Datenträgern bedürfen
der vorherigen schriftlichen Zustimmung des
Herausgebers.



Liebe Leserinnen und Leser,

einen „hotspot“ hatte man uns angekündigt. Aber dass Istanbul im wahrsten Sinne ein heißes Pflaster ist, weiß inzwischen die ganze Welt. Just in den Wochen nach der Istanbulreise des achten Jahrgangs der Zeitempiegel-Reportageschule schockierten uns die Nachrichten über verprügelte Demonstranten oder zynische Kommentare eines Präsidenten, der ganz offenbar wenig auf Dialog, dafür mehr auf Konfrontation setzt. Dabei geht es in der Türkei gerade um die zentrale Frage, ob eine demokratische Bürgergesellschaft die alten Eliten aus Militär, Politik und Religion ablösen und einen religiös-fundamentalistischen Regierungschef in seine Verfassungsschranken weisen kann. Denn die Türkei und vor allem ihre Mega-City Istanbul sind historisch, politisch und wirtschaftlich eng mit Europa verbunden.

Als die zwölf jungen Reporter unserer Schule Mitte April nach Istanbul flogen, war vieles in der Stadt schon zu spüren, was sich kurz nach unserer Abreise in gewalttätigen Auseinandersetzungen rund um den Taksim-Platz entlud. Dabei hatten wir uns vorgenommen, die besonderen Beziehungen zwischen Menschen in Istanbul und Deutschland in den Fokus unserer Geschichten zu stellen. Junge Deutsch-türken, zum Beispiel, die für sich bessere Perspektiven am Bosphorus als in

Deutschland sehen. Und wir haben Deutsche getroffen, die aus ganz unterschiedlichen Motiven ihren Lebensmittelpunkt hierher verlegten: Schauspielerinnen Wilma Elles etwa, die ihre ganz erstaunliche Karriere in Istanbul startete, oder der Düsseldorfer Sufi Abd al-Hafidh Wentzel.

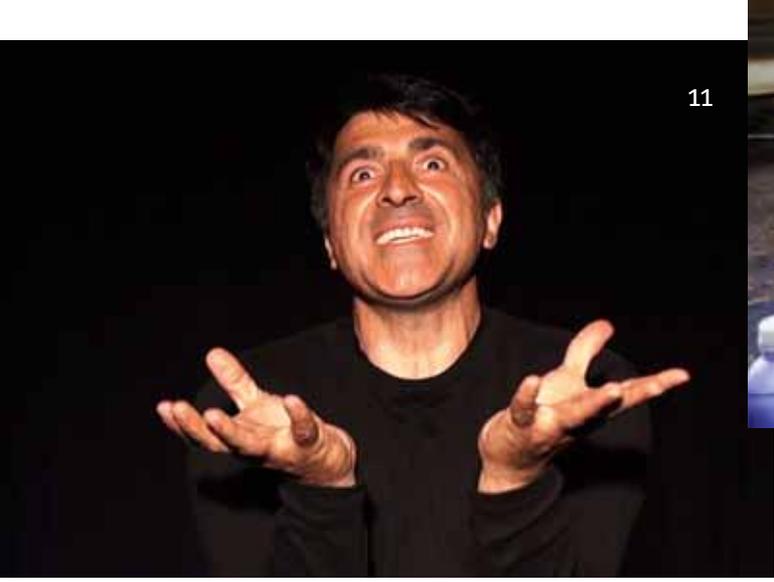
Aus den Geschichten der neun Reporterinnen und drei Reporter ist „Servus, Bosphorus!“ entstanden, ein Magazin, in dem sich die Vielfalt der Metropole Istanbul aber auch die Vielfalt journalistischer Erzählformen wieder findet. Von „lustig“ (Erfahrungen als Bauchtänzerin) bis „traurig“ (grundlos verhaftete Journalisten); von „interessant“ (die Bosphorus-Deutschen) bis „schockierend“ (Textilproduktion); von „schräg“ (Besuch bei einer Wahrsagerin) bis „überraschend“ (Besuch bei einem Schweinemetzger).

Dieses Reportageprojekt wurde durch die Stiftung Mercator und die Wiedeking Stiftung gefördert. Wir danken den beiden Stiftungen.

Viel Spaß und eine anregende Lektüre wünscht

Ihr Philipp Maußhardt
Schulleiter





INHALT



Mehr auf
www.reporterreisen.com

1 EDITORIAL

ELLES IM WUNDERLAND

In Deutschland war sie eine reichlich unbekannte Schauspielerin, in der Türkei wurde die Kölnerin Wilma Elles zum Fernsehstar – als holländische Ehebrecherin

4

VON ANNIKA KIEHN

8 DER SUFI VOM RHEIN

Wie ein Düsseldorfer nach dem Sinn des Lebens sucht und ihn schließlich im Islam findet

VON TOBIAS OELLIG

FAUST IN ISTANBUL

Ein Mann, zwei Sprachen: Warum Haydar Zorlu den „Faust“ als deutsch-türkisches Solostück aufführt

VON STEPHANIE DE LA BARRA

11

14 WIRF, MURTAZA, WIRF!

Ein „Attentat“ auf Franz Josef Strauß änderte das Leben von Murtaza Cömert für immer

VON BARBARA BACHMANN

„IN BERLIN WÄRE DAS UNDENKBAR!“

Was finden deutsche Künstler am Bosphorus, das ihnen New York oder Berlin nicht bieten?

VON JENNY BECKER

17

KARTOFFELSATAT UND TAGESSCHAU

Wie es sich als deutscher Christ unter Türken lebt – ein Besuch bei Martin Köhle

20 VON KARL GRÜNBERG

HÖLZERNE ZEIT

In Istanbul gibt es kaum noch Holzhäuser – das Deutsche

24

Archäologische Institut will die letzten der architektonischen Schätze retten

VON MARTA POPOWSKA

TRAINING FÜR DEN TAG X

Özlem Gümüş Sentürk bereitet sich auf das nächste große Erdbeben vor: Sie hat bereits mehrere Katastrophen überlebt – diesmal möchte sie Leben retten

VON LENA SCHNABL

27

MIESE MASCHEN

Weshalb die deutschen Kunden der türkischen Textilbranche König sind, die Rechte der eigenen Arbeiter aber oft missachtet werden

31

VON NICOLE GRAAF

„ICH BIN 170 KILOMETER RÜCKWÄRTS GELAUFEN“

Özgür Gürbüz kämpft gegen den Bau des ersten türkischen Kernkraftwerks – beeinflusst hat ihn die deutsche Umweltbewegung

36

VON FELIX AUSTEN

EINE BOMBE?

EIN WÖRTERBUCH!

38

Wie der Berlin-Korrespondent der türkischen Zeitung „Evrensel“ zum Terroristen wurde – in den Augen des türkischen Staats

VON FRIEDERIKE MAYER

DIE DRITTE IDENTITÄT

43 Rückkehr? Neuanfang! Immer mehr Deutsche mit türkischen Wurzeln zieht es in das Heimatland ihrer Eltern. Was suchen sie dort?

VON ARIANA ZUSTRA

V o n

A n n i k a K i e h n

Mit aufrechtem Gang stolziert Carolin in ihren schwarzen Pumps in die Bank. Eine erhabene Mine soll die Unsicherheit verbergen. Noch schnell den blutroten Lippenstift nachgezogen, den engen Rock ihres Kostüms zurechtgezupft, der blonde Lockenbob sitzt dank ausreichend Haarspray. Heute geht es ums Ganze. Sie will das Geld ihres geliebten Kapitäns Ali Akarsu. Für ihn hat sie ihre Heimat Holland verlassen, um mit ihm in der Türkei zu leben und dort den Zorn seiner Familie auf sich gezogen. Nun ist er tot und der Streit ums Erbe entbrannt.

„Was soll ich bloß tun?“, schluchzt die Schöne vor dem jungen Bankier. Ihre tränengefüllten Augen sehen ihn erwartungsvoll an. Die vertraute Atmosphäre wird vom wütenden Bruder des Kapitäns unterbrochen. „Du wirst das Geld unserer Familie nie bekommen!“, schreit er Carolin an. Sie hat schon genug Unheil angerichtet, diese intrigante Schlange. Carolin erhebt sich, sieht ihn herablassend an: Was willst du jetzt tun?

Cut! ertönt es aus der Ecke. Das rote Kameralämpchen erlischt, Regieassistenten besprechen schnell die aufgenommene Szene, Stylisten steuern mit Kamm und Haarspray auf die Schauspieler zu.

Carolin und Kemal lächeln sich an. Jetzt sind sie wieder Wilma Elles und Mehmet Gurhan und können über das lachen, worüber sich in der kommenden Woche nahezu 30 Millionen Zuschauer aufregen werden. Sie sind zwei Hauptcharaktere in der türkischen Soap „Öyle bir gecer zaman ki“ – „So wie die Zeit vergeht“. Die Rolle der Carolin hat die in Deutschland nahezu unbekannte Schauspielerin Wilma Elles in der Türkei zum Star gemacht. Als blondes Gift fasziniert die 26-Jährige die Fans der Serie, die seit Beginn ihrer Ausstrahlung vor drei Jahren Kultstatus genießt. Denn Carolin macht Sachen, die sich kaum eine türkische Frau herausnehmen darf - als Ehebrecherin spaltet sie ohne Skrupel die Familie ihres Liebhabers und spinnt eine Intrige nach der anderen.

„Spiel hundert Prozent!“

Sie ist eine „Helga“ – so wurden in den 60ern und 70ern die deutschen Neu-Ehefrauen genannt, verrät ihr Kollege Mehmet Gurhan. Diese folgten ihren Liebhabern in die Türkei und spalteten dort ganze Familien. Während türkische Männer beim Anblick von Carolin in lieblichen Erinnerungen schwelgten, forderten einige Zuschauerinnen zu Beginn der Serie öffentlich Wilmas Auswei-

Als Ehebrecherin in einer türkischen Soap wurde die deutsche Schauspielerin Wilma Elles ein TV-Star. Seither geht es für die Kölnerin steil bergauf. In der Türkei, sagt sie, werden Träume wahr.

sung nach Deutschland. „Meine Mutter hat sich ganze schöne Sorgen um mich gemacht“, sagt Wilma Elles, die nur noch darüber lachen kann. Fans strömten an die Drehorte der Istanbul Straßen, um ihren Stars ganz nahe zu sein. Zu viele, um noch ungestört weiterzuarbeiten. Seit der zweiten Staffel drehen zwei Teams in Kulissen wie das Gelände einer ehemaligen Schuhfabrik, wo sie an diesem Montagmorgen die Bankszene aufnehmen. Jede Woche müssen sie 90 Minuten im Kasten haben.

In flüssigem Türkisch besprechen Wilma Elles und Regisseurin Deniz Koloş Gülçek die Szene. Anfangs hat sie zu ihr auf Englisch gesagt, „Wilma, mehr Dramatik! Jetzt spiel mal nicht zehn, sondern hundert Prozent!“. Im Laufe der Zeit haben sie mehrere Preise gewonnen, für die beste Serie mit der besten Regisseurin und der besten Schauspielerin. Die junge Frau aus Köln besticht schon lange nicht mehr allein durch ihre nordeuropäische Exotik, die langen Beine und ihr Lächeln.

Den Akzent durfte sie behalten – „Ich spiele ja eine Ausländerin“. Abseits des Drehens ist von Fremdheit nichts zu merken. Mittlerweile, sagt die Regisseurin, ist Wilma eine von uns geworden. Mittags essen sie zusammen in der Kantine. Der Star Wilma Elles bekommt keine Extra-Würste. Es sei denn, sie leistet sie sich selbst so wie ihren persönlichen Assistenten, der ihr in den Pausen die warme Jacke und ihre schwarze Handtasche reicht.

Es ist es genau das, wovon sie vor drei Jahren noch geträumt hatte. „Das Schicksal hat mich hier her geführt“,

Für Wilma Elles sind in der Türkei Träume wahr geworden

HOLLYWOOD AUF TÜRKISCH

Elles im Wunderland



sagt Elles. Als sie mal für zwei Monate an der Schauspielschule in Los Angeles Unterricht nahm, die auch Nicole Kidman besucht hatte, war ihr bereits klar, dass sie sich nicht in die lange Schlange hoffnungsvoller Jungschauspieler in Hollywood einreihet. Bollywood sollte es werden. Aber dann war das mit dem Hindi doch zu kompliziert, also studierte sie in Köln lieber Islam- und Politikwissenschaften. Vielleicht würde es irgendwann nach Kairo gehen. Sie war gerade mit der Schauspielschule in Köln fertig, als sie das Angebot für die Rolle der Carolin bekam. Beim Vorsprechen trug sie fehlerfrei ihren Text vor, ohne zu verstehen, was sie sagte. Die Regisseure waren begeistert. Seither reiht sich ein Erfolg an den Nächsten.

„Ich glaube fest daran, dass alle Träume wahr werden“, sagt Wilma einen Tag später in ihrem Apartment über diese glückliche Fügung. Sie schwärmt von psychologischen Ratgebern, wie man sie klassischerweise in der Bestseller-Liste findet. Sie habe alles genauso angewendet, wie es darin beschrieben ist und dann sei es so gekommen, wie sie es wollte. Sie kichert verlegen, als hätte sie ihr Geschäftsgeheimnis verraten



ten – eines, das zu simpel ist, als dass es tatsächlich funktionieren könnte. Ohne harte Arbeit wäre all das nicht geschehen: Rollenangebote für Kinofilme, eine Feng-Shui-Kleiderkollektion mit einer türkische Modekette, Einladungen zu Modenschauen nach Saudi Arabien. Im Februar war sie bei den Grammys in Los Angeles – Jetset. „Istanbul ist eine Traumstadt wie es sie in Deutschland einfach nicht gibt. Hier herrscht eine Aufbruchstimmung, die alle euphorisiert“, schwärmt sie. Mit ihrem Kater Kedi hat sie es sich in einem beigefarbenen Sessel gemütlich gemacht. Von dort aus genießt sie einen großzügigen Blick über den Bosphorus.

Auf der Terrasse der Villa am Ufer posierte Wilma eben noch fröhlich auf den nassen Bänken. „Vielleicht etwas mehr Grün?“, fragt sie den Fotografen und platziert sich neben einem Zierbusch. Sie spielt gekonnt mit der Kamera, immer wieder nimmt sie ihre Lieblingspose ein. Dabei formt sie ihre Lippen zu dem halboffenen Schmollmund. Gern legt sie dabei die Hand an ihr Ohrläppchen. „Man sieht mich doch gar nicht in dieser grauen Kulisse“, sagt sie schließlich ein bisschen trotzig. Der Fotograf seufzt. Im kleinen Schwarzen und pflaumenfarbener Samtjacke verschwindet sie in ihrem Apartment. Als sie zehn Minuten später im zitronengelben Kleid zurück kommt, geht die Sonne doch noch auf. Trotz Gänsehaut beginnt sie leise vor sich hinzusummen. Ihre Stimmung wird immer ausgelassener. Ein paar Nachbarn beobachteten die Szene amüsiert durchs Fenster.

Wenn Hollywood sich melden will, bitte!

Im wohlhabenden Stadtteil Yeniköy wohnt sie seit März zusammen mit ihrem Freund Freund Kerem Göğüş, ein erfolgreicher Bauunternehmer. Die Einrichtung ist dezent – ein Glas-tisch, eine zartrosafarbene Couch, im Wandregal, umringt von ein paar Büchern, stehen ihre Awards. Ein

gemeinsames Foto zeigt Wilma Elles und Kerem Göğüş im Bonny- und Clyde-Stil bei einer Filmpremierre. Die beiden haben sich vergangenes Jahr bei einer Preisverleihung kennengelernt. Wenn sie zusammen bei offiziellen Anlässen erscheinen, erinnern sie an eine türkische Version des einstigen Glamourpaares Tom Cruise und Nicole Kidman. Er ist ein einflussreicher Mann: wenn es sein muss, kann er auch mal ein unvorteilhaftes Paparazzifoto verschwinden lassen. Immer wieder munkelt die türkische Presse über mögliche Hochzeitspläne der beiden, doch diese wehrt Wilma galant ab. Erst einmal nicht. Kinder möchte sie aber irgendwann unbedingt haben. Als Zweitälteste





Wilma Elles als blondes Gift am Set mit ihren türkischen Kollegen. Seit drei Jahren spielt sie die Hauptrolle der Carolin in der Serie. Lange Drehtage stören sie nicht. „Es ist genau das, was ich wollte.“

von fünf Geschwistern weiß sie, wie Großfamilie funktioniert. Deutsche und Türken, sagt sie, sind gar nicht so verschieden. Beide pünktlich, beide sehr fleißig, nur sei man hier etwas flexibler als in Almanya. „Wenn du in Deutschland in ein Restaurant gehst und du hättest gern Fisch, obwohl sie keinen Fisch auf der Karte haben, heißt es: Tut uns leid, das geht nicht. In Istanbul sagen sie: Klar, wir besorgen Ihnen Fisch, kein Problem.“

Wenn Wilma von der Türkei erzählt, erinnert sie ein wenig an Alice im Wunderland. Bei ihr fängt die Katze zwar nicht an zu sprechen wie bei Alice, dafür kommt der Fisch quasi aus dem Bosphorus auf ihren Teller gesprungen und zwar gebra-

ten. Sie stelle sich vor, wie sie gern in einem Actionfilm mitwirken würde und schwups, ruft auch schon ein Regisseur an. Die Türkei ist ihr Wunderland, doch sie muss nicht mal träumen, damit alles wahr wird. Nur einige wenige Sachen kann ihr das Wunderland nicht geben: die Nähe zu ihrer Familie. Die kommen sie aber alle sechs Wochen besuchen.

Ob sie für immer bleiben will, weiß Wilma trotzdem nicht. Sie könne jeden Ort zu ihrem Zuhause werden lassen. Wenn Hollywood sich doch noch melden sollte, wäre das auch in Ordnung. Ebenso verhält es sich mit ihrem Glauben. Sie sieht sich als Schülerin aller Religionen. „Es ist wie mit Fußball – entweder man liebt

es oder eben nicht.“ So könne sie auch in einer Moschee beten. Seit Mitte Juni sind die Intrigen als Carolin vorbei. Da endete ihre Serie „Wie die Zeit vergeht“ nach drei Staffeln. Das Gute hat über das Blonde gesiegt. Zukunftssorgen? Wilma lächelt. „Meine Freunde sagen immer: ‚Wilma, mit deiner Energie kannst du Berge versetzen!‘“



Weitere Geschichten
von Annika Kiehn

Scannen Sie den nebenstehenden
QR-Code mit Ihrem Mobiltelefon



FLUCHT UND SUCHE

Ein Rheinländer sucht nach dem Sinn des Lebens und findet ihn im Islam. Er konvertiert, wird ein Sufi, zieht nach Syrien. Als in seiner neuen Heimat Damaskus der Krieg ausbricht, flieht er nach Istanbul. Hier lebt er mit seiner dritten Frau und hofft auf ein Ende des Krieges.

Der Sufi vom Rhein

V o n
T o b i a s O e l l i g

Wentzel kann nicht mehr. Erschöpft liegt er in der Lehmhütte eines nordindischen Dorfs. Die Jahre seiner Suche gehen ihm durch den Kopf.

Wie viele seiner Generation hat er bei Marx nach dem perfekten Gesellschaftssystem gesucht. Im Buddhismus und Hinduismus nach sich selbst. Hat angefangen, Psychologie zu studieren und ist von seiner Heimatstadt Düsseldorf aus aufgebrochen: nach Indien, Afghanistan, Pakistan. Getrieben von der Frage, was sein Daseinszweck sei. Jetzt liegt er todkrank auf einer Pritsche. Muskeln und

Gelenke schmerzen, schwere Leberentzündung, Hepatitis. Wentzel ist am Ende. „Da habe ich zum ersten Mal richtig gebetet: „Oh mein Gott, wenn es Dich gibt, dann zeig mir den Weg!“

Istanbul, dreißig Jahre später. „Lā Ilāha Illā Allah“. Es gibt keinen Gott außer dem einen. Zwanzig Männer haben sich untergehakt und umkreisen Abd al-Hafidh Wentzel, der sich wie in Zeitlupe um die eigene Achse dreht, Arme erhoben, Augen geschlossen. Sie singen und schnaufen im Takt, toben und tanzen, steigern sich in Trance. Der Chor verschmilzt zu einer Stimme, die wie eine mächtige Welle durch den Raum schwappt. Unter dem muslimischen Gewand, dem Turban und seinem weißen, über die Brust wallenden Bart ist der Rheinländer in Wentzel nicht mehr zu erkennen. Als der Gesang verstummt, hängt die Luft dick über dem Teppich. Es riecht nach Männerschweiß. Wentzel, 59, lehnt sich schwer atmend an

die Wand. Seine tiefgrünen Augen wandern durch den Raum. Kurz darauf hat er sich erholt und hebt wieder zu singen an. Seine Glaubensbrüder stimmen ein.

Vor 33 Jahren ist Wentzel ein Sufi geworden. Ein bis zweimal die Woche geht er zum Dhikr, dem „Gottesgedenken“ in der Dergah des Istanbul Sufi-Zentrums. Gottesgedenken ist Dreh- und Angelpunkt seines streng muslimischen Lebens geworden. Wie es dazu kam, erzählt er bei einem Çay in seinem Arbeitszimmer. Es ist karg möbliert mit Schreibtisch, Sofa und Bücherregal. An den Wänden Gebetsketten und gerahmte Koransprüche. Wentzel übersetzt und verlegt jahrhundertealte islamische Texte. Auf seinem Schreibtisch steht ein Macbook Pro neuester Generation, wenn er aufschaut, schweift sein Blick über den Stadtteil Eyüp am Goldenen Horn. Das Viertel gibt nicht viel her: ein paar Sportgeschäfte, Restaurants, Baklavashops und ein brüchiges Einkaufszentrum, in dem viele Räume leer stehen.

Es klopft diskret. Hinter dem Milchglas ahnt man eine Frau, die einen Schritt zurücktritt. Wentzel öffnet gerade so weit, dass er das Teetablett entgegen nehmen kann. Er rafft sein Gewand und ächzt wohligh, als er sich auf den Teppich setzt. Holzdielen knarzen unter seinem stämmigen Körper. Formvollendet gießt er Çay in die taillierten Gläser.

Ins Leben zurückgekehrt

„Anfang zwanzig, den Tod vor Augen, bin ich zu einer aufrichtigen Gottessuche gekommen“ erzählt Abd al-Hafidh Wentzel, der seinen ursprünglichen deutschen Vornamen nicht nennen will. „Als es mir allmählich wieder besser ging, entdeckte ich in einem Nachbardorf ein kleines Buch und las darin zum ersten Mal die Worte ‚Lā ilāha illa Allah‘. Bis dahin war der Islam der allerletzte Ort gewesen, an dem ich gesucht hätte, nee, niemals, bloß nicht, damit wollte ich nichts zu tun haben. Aber diese Worte berührten mich tief.“ Als er weiterreist, begegnet er im Zug einem blinden Bettler, der Mohammed und Allah besingt. „Auf einmal erfüllte mich eine tiefe Ruhe, und ich sagte mir: Wenn du dieses Gefühl verinnerlichst und irgendwo auf den Stufen einer Moschee den Rest des Lebens verbringst, ist das besser als alles andere auf der Welt.“

Als der Zug Bombay erreicht, kauft er eine englische Koranübersetzung und reist nach Nepal, wo er sich drei Monate in die Lehre Mohammeds vertieft. „Manches verstand ich, manches nicht. Alles, was sich um Realität, Schöpfung und Geschichten der Propheten drehte, leuchtete mir ein. Alles, was mit Regeln zu tun hatte, blieb für mich, der ich ja nach absoluter Freiheit strebte, erstmal unverständlich.“ Als er Anfang der achtziger Jahre nach Düsseldorf zurückkehrt, konvertiert er zum Islam, betet regelmäßig in der Moschee und fastet zum ersten Mal während des Ramadans, „eeewig lang kam mir das

vor“. Er reist zu Sufi-Orden in Pakistan und England und lernt seine erste Frau kennen, eine Sufi aus Irland. Als sie schwanger wird, schufftet er anderthalb Jahre auf dem Bau, sucht daneben Kontakte zu Muslimen im Rhein-Ruhgebiet, organisiert Busreisen nach Mekka. Er arbeitet in einer Düsseldorfer Druckerei und wird dort Betriebsratsvorsitzender. Mitte der Neunziger zieht er mit seiner Frau und mittlerweile acht Kindern in die Eifel, wo er mit einem anderen deutschen Konvertiten die „Osmanische Herberge“ gründet, die sich innerhalb kurzer Zeit zum europäischen Zentrum des Naqschbandi-Ordens entwickelt.

Der Krieg treibt ihn in die Flucht

Nebenbei handelt er mit islamischer Bekleidung und ätherischen Ölen, ist also ständig auf Reisen, um Waren einzukaufen, oft in der Türkei. „Eines Tages kam ich nach Haus und meine Frau war weg. Mit sechs unserer Kinder, nach Irland. Ich versuchte, sie zurück zu gewinnen, vergeblich.“ Die Finanzierung seines Hauses bricht zusammen, seine Lage scheint aussichtslos. „Ich musste drei Jobs gleichzeitig annehmen, um durchzukommen. Als mich später auch meine zweite Frau verließ, war ich ziemlich fertig. Da habe ich mir gesagt: `Jetzt fährst Du erstmal zum Scheickh Nazim nach Zypern.“

Mehrere Monate verbringt er beim Oberhaupt seines Ordens, notiert und übersetzt die Lehren des 92-jährigen Patriarchen, zieht weiter nach Damaskus und hat endlich Glück: Türen öffnen sich, alles geht leicht. Wentzel arbeitet als Übersetzer und begegnet Fatma, die seine dritte Frau wird. Doch als neun Jahre später Krieg in Syrien ausbricht, müssen er und Fatma fliehen. Jeder einen Koffer in der Hand erreichen sie Istanbul, schlüpfen bei Freunden unter, finden schließlich die Wohnung, in der er jetzt Tee einschenkt und erzählt, dass er türkische und syrische Freunde zum Abendessen erwartet.

Zusammen sitzt die Männerrunde auf dem Boden, feiert Wiedersehen und kommt schnell auf religiöse Themen. Der türkische Freund berichtet von dem Wunder, das geschah, als man die Propheten Elias und Hezekiel umbetten musste, weil sonst ihre Gräber im See vor dem Ilisu-Staudamm in der Provinz Diyarbakir überflutet worden wären. Die Körper seien immer noch im selben Zustand gewesen wie zur Zeit des Begräbnis vor tausenden von Jahren. „Selbst ihre Haare waren deutlich zu erkennen und ein wunderbarer Wohlgeruch stieg aus dem Grabe hervor“, übersetzt Wentzel und zitiert Mohammed, der die Ursache dieses Phänomens zu erklären wusste: „Es wurde der Erde verboten, die Körper der Propheten zu zersetzen.“ „Wenn ich davon überzeugt bin, dass es einen Schöpfer gibt, dann steht außer Frage, dass er die von Ihm selbst bestimmten Gesetze der Kausalität jederzeit ändern oder außer Kraft setzen kann – und das nennen wir dann ein Wunder. Wenn der Verstand von der Existenz eines sol-



Beim Dhikr: Sheikh Nurettin, Leiter der Dergah des Naqschbandi-Haqqani-Ordens in Edirnekapi, Fatih, Istanbul

FOTO: ERIC VAZZOLER

chen Schöpfers ausgeht, existiert in dieser Hinsicht auch kein Konflikt.“

Wieder klopft es diskret am Milchglas, wieder geht die Tür einen Spalt auf, wieder huscht jemand ungesehen zurück in die Welt der Sufi-Frauen. Wentzel serviert das Essen, das seine Frau gebracht hat: Lamm, Reis und Bohnen. Warum bleiben die Frauen eigentlich die ganze Zeit in der Küche?

„Geschlechtertrennung hilft auf dem geistigen Weg“

Wentzel reagiert bei aller Gastfreundschaft häufig unwirsch auf kritische Fragen. „Die empfohlene Trennung der Geschlechter hilft bei der Konzentration auf den Gottesdienst und unterbindet die ständige Fokussierung auf das andere Geschlecht. Sie verhindert illegitime Beziehungen, die zur Zerstörung der Familie führen. Die Familie ist der Kern der Gesellschaft. Wenn sie davon in Mitleidenschaft gezogen wird, dass sich ein Ehepartner ständig woanders hingezogen fühlt, ist das schädlich. Das stört und kann zerstören. Aus der Perspektive absoluter Freiheit mag das als Unterdrückung erscheinen, aber dahinter steckt eine Weisheit, die Weisheit des Propheten, Friede sei mit ihm.“

Tatsächlich herrscht bei diesem Gastmahl, das allein unter Männern stattfindet, eine innige Stimmung. Wie es bei den Frauen zugeht, wissen nur die Kinder, die einzigen, die zwischen den Geschlechterwelten pendeln dürfen. Am Ende des Abends wird sich keiner der Erwachsenen woan-

in seinem Gärtchen auf Rosen und Radieschen zu blicken, starrt Wentzel mit seinen Gästen auf den Laptop, der Straßenkämpfe in Aleppo zeigt. In den Videos auf Facebook erkennt man eigentlich nur Schutt und Asche, Staub hängt in der Luft, Menschen weinen und Schreie gellen. „Sobald es möglich ist, gehe ich zurück. In unserem Viertel steht zur Zeit noch alles und ich bete, dass es so bleibt“, sagt Wentzel.

In der Abendsonne vor der Sultan Eyüp Moschee knipsen Touristen Erinnerungsfotos. Über den Innenhof dröhnt der Singsang des Muezzins, der zum Abendgebet ruft. In der Dämmerung verschwimmt die Kontur der Moschee. Abd al-Hafidh Wentzel läuft mit kurzen Wiegeschritten durch den Innenhof, in der Rechten einen Krückstock. Ein Mann küsst seine Hand. Er nimmt die Ehrerbietung freundlich aber kurz entgegen, keine Zeit, er will zum Gebet. Allahu ekber, ruft der Muezzin, Allah ist im Moment größer und wichtiger als alles andere. Wentzel eilt in die Gebetshalle, die von fünf mächtigen Säulen getragen wird. Die Männer senken die Stirn auf den Boden. Irgendwo unter ihnen kniet Wentzel. Und ist nicht mehr zu sehen.



Weitere Geschichten von Tobias Oellig
Scannen Sie den nebenstehenden QR-Code mit Ihrem Mobiltelefon

Der Schauspieler Haydar Zorlu macht, was sich in Deutschland keiner traut: Er spielt Goethes „Faust“ auf Türkisch. Seit vier Jahren gibt er das Stück als Solo in Istanbul. Im Interview spricht er über den Teufel, Onanie auf der Bühne und warum Türken eigentlich ziemlich preußisch sind.

Faust in Istanbul

Von
Stephanie de la Barra

Herr Zorlu, Sie sind Sohn türkischer Gastarbeiter. Wie gut ist Ihr Türkisch noch?

Wir könnten dieses Gespräch sofort auf Türkisch fortsetzen. So spiele ich übrigens auch den „Faust“. Ich fange in einer Sprache an und wechsle hin und her, bis zum Schluss. Vielleicht zeigt das auch mein Wesen ganz gut.

Deutscher oder Türke im Wesen?

Ich sehe das so, ich bin in beide Welten hineingeboren, und in keiner habe ich Kompromisse gemacht. Ich war von Anfang an in der Türkei und auch in Deutschland. Bei mir gibt es diese Grenze nicht, hier und drüben.

Sie sind der Türkei geboren. Dann sind zuerst Ihre Großeltern, später Ihre Eltern nach Deutschland gegangen. 1979 sind Sie als Junge endgültig nach Köln-Porz nachgekommen. Sie waren zehn Jahre erfolgreich als Seriendarsteller in „Die Anrainer“, dann haben sie gekündigt und sind nach Istanbul gegangen, um den „Faust“ zu spielen. Warum?

Weil alles, was ich gemacht habe, immer einen Türkei-bezug hat. Das war von Anfang an klar, lange bevor ich begann, „Faust“ zu spielen, und mit der Übersetzung angefangen habe. Das war 1991. Und weil ich hier Theater machen kann, wie es mir gefällt: klassisches Theater. Modernes Theater hat mich nie interessiert.

„Faust“ ist der urdeutsche Klassiker schlechthin. Funktioniert das in der Türkei?

Ich habe festgestellt: Deutsche und Türken sind fast identisch. Deshalb wusste ich auch, dass es mit dem „Faust“ auf Türkisch funktionieren würde. Man muss nur wissen, wie man es den Menschen nahebringen kann. Dafür habe ich das Stück selbst übersetzt.

Deutsche und Türken sind fast identisch? Ist diese Behauptung nicht etwas gewagt?

Nein. Schauen Sie sich zum Beispiel den Punkt Disziplin an! Das ist eine türkische Tugend. Ordnung. Hierarchie. Im Ausland denkt man bei Türken an Döner und Folklore, hat

*Faust, Mephisto, Gretchen – auf der Bühne wird Haydar Zorlu zur multiplen Persönlichkeit:
„Ich spiele den ‚Faust‘, wie man noch vor 200 Jahren in Anatolien gespielt hat“
(Aufnahmen vom Auftritt des Künstlers finden Sie in einem zehnminütigen Filmporträt auf
www.reporterreisen.com/servus-bosporus/faust)*

das Bild vom Teppichverkäufer, ein buntes, verklärtes Bild. Nein, die Türken sind sehr preußisch. Es läuft in Deutschland nichts ohne Hierarchie. Hier auch nicht.

Dann ist Deutschland auch sehr türkisch?

Ja, aber das möchte man nicht wahrhaben. Das ist aber mit der Grund, weshalb meine Arbeit, mein Projekt ja auch funktioniert. Es ist eben kein Nischenprojekt für wenige. Ich bin auch der Meinung, dass „Der Jedermann“ von Hugo von Hofmannsthal hier perfekt funktionieren würde. Klassische Stücke, die auch in Deutschland funktionieren, muss man nur verständlich machen wollen.

Vielleicht scheitert es am „Wollen“? Ihr türkischer „Faust“ ist ein einzigartiges Projekt und wird trotzdem nicht subventioniert.

Vom Goethe-Institut in Istanbul wird es ignoriert. Die Direktorin ist dagegen, sie sagt, sie habe „Faust“ von Gründgens und von Peymann gesehen – die ich auch bewundere –, da brauche sie das nicht. Nach der 140. Vorstellung habe ich aufgehört, sie einzuladen.

Und wie reagiert Deutschland?

An die 600 Kulturämter habe ich angeschrieben, von zwei oder drei habe ich eine Rückmeldung. Die Studiobühne in Köln hat abgesagt mit dem Vermerk: Passt „Faust“ überhaupt hier herein? Und das ist ein Universitätstheater! Hier in Istanbul ist es umgekehrt, die Unis laden mich ein, Studenten kommen zu meinen Vorstellungen.

Woran liegt das?

Ich spiele den „Faust“, wie man noch vor 200 Jahren in Anatolien gespielt hat. Puristisch, mit einem Stuhl auf der Bühne, als Solostück. Das ist natürlich antik. Hier verkauft sich das ganz gut, in Deutschland nicht.

Auch im Theater muss es eine Moderne geben dürfen.

Das Theaterpublikum hier ist älter und erfahrener, es lässt sich nicht an der Nase herumführen. Schauen Sie: Vor einhalb Jahren habe ich den „Don Giovanni“ in der Kölner Oper gesehen. Da lässt man ihn im Bett onanieren. Das ist doch kein kreativer Einfall, das ist doch eher lächerlich. Eine Einfallslosigkeit nach der anderen. Bei solchen Stücken vergesse ich, was ich gesehen habe. Und dafür werden Millionen ausgegeben.

Herr Zorlu, Sie beschäftigen sich nun schon Ihr halbes Leben mit Faust. Gab es je eine Situation in der Sie einen Pakt mit dem Teufel eingegangen wären?

Ich? Nein. Aber ich habe mir diese Frage auch gestellt: Wo könnte ich in der Realität einen Pakt mit dem Teufel entdecken?

Und?

Die Auswanderung der ersten Gastarbeitergeneration aus der Türkei nach Deutschland. Nicht weil sie nach Deutschland gegangen sind, sondern prinzipiell, sie steigen in einen Zug, nehmen die Fahrt auf sich und kommen nie mehr zurück. Das ist so etwas wie ein Pakt. Und die erste Generation die ausgewandert ist, hat auch verloren.

Und Ihre Familie?

Meine Großeltern haben den Pakt gemacht, meine Eltern haben den Sprung geschafft. Mich hat das als Kind nicht betroffen. Ich habe nie eine Integration gebraucht für mich, ein Quatsch ohne Ende.

Ihre Eltern sind Jahre später wieder zurück in ihr Dorf in der Türkei gezogen. Haben sie den „Faust“ gesehen?

Interessiert sie nicht. Sie haben andere Geschichten, wer welchen Witz im Dorf erzählt. Das können sie jahrelang wiederholen. Jeder in unserer Familie ist anders und geht seinen Weg.

Und Ihr Weg ist der faustische.

Ich bin in einem Bergdorf aufgewachsen. Im Gebirge entfaltet man sich freier. Das was meine Vorfahren über Jahrhunderte gemacht haben, um aus der Erde ihre Nahrung zu erhalten, mache ich mit dem Theater. Ich lebe von einem Klassiker in der heutigen Zeit, ohne Subvention, ohne jegliche Hilfe. Das ist ein Wunder – und nicht weniger schwierig als das, was meine Vorfahren gemacht haben.



Weitere Geschichten
von Stephanie de la Barra
Scannen Sie den nebenstehenden
QR-Code mit Ihrem Mobiltelefon



Wirf, Murtaza, wirf!

V o n
B a r b a r a B a c h m a n n

Hier liegt er nun, ans Bett gefesselt, im Darülaceze, dem Istanbuler Armenhaus. Gebäude acht, erster Stock, Zimmer zwei: Schwerbehinderte. Seit 18 Jahren teilt er mit vier Männern ein Zimmer: kalte Fliesen, grün bemalte Wände. Drei Kanarienvögel zwischern durchs Zimmer, sechs Fische schwimmen im Aquarium, ein paar Topfpflanzen stehen vor dem Fenster. An der Wand hängt ein einziges Bild, eine alte Frau, die Cömert aus einer Zeitung geschnitten hat, weil sie ihn an seine Großmutter erinnert.

Zwei bewaffnete Männer bewachen den Eingang des Geländes, das einem kleinen Dorf gleicht: ein Teezelt und schattenspendende Bäume stehen im Hof, ein ruhiger Ort in einer hektischen Stadt. Verstoßene Prinzessinnen sollen im Darülaceze gelebt haben, vergessene Komponisten und Maler. 26 Waisenkinder und 524 Erwachsene sind es im April 2013, mit 53 Jahren der jüngste unter den Alten und Kranken: Murtaza Cömert. Er ist querschnittsgelähmt und mit Hepatitis C infiziert.

„Ich war der Eselreiter“

Zehn Jahre hat Cömert in Deutschland verbracht. Prägende Jahre. Sie endeten in einer Nacht, die sein Leben in ein Vorher und Nachher spaltet. Eine Jugendsünde, sagt er heute. Sie zwang ihn raus aus Deutschland. „Ich musste gehen, weil ich politisch war.“ Mehr als dreißig Jahre hat Cömert keine längere deutsche Unterhaltung

Seit 18 Jahren lebt Murtaza Cömert, Sohn türkischer Gastarbeiter und Freund deutscher Linksextremer, im Istanbuler Armenhaus. Sein Schicksal entschied sich am 14. September 1979. Als seine Wege sich mit denen von Franz Josef Strauß kreuzten.



geführt, er entschuldigt sich, wenn ihm die treffenden Worte nicht auf der Zunge liegen, unnötigerweise, er spricht immer noch fließend, ohne Akzent.

„Seien Sie doch so nett, nachzusehen, was es heute zum Frühstück gibt“, Cömert, gläserne Augen, tiefe, rauchige Stimme, richtet die Worte an seinen Pfleger, der wie er in Deutschland gelebt hat. Wortlos reicht der Pfleger ihm ein Schüsselchen: acht grüne Oliven mit Sardellen gefüllt, dazu zwei dünne Scheiben Käse. „Mehr brauche ich nicht.“

Seit Stunden dreht sich dort ein Mann im Kreis, die türkische Flagge schwingend. Eine Frau wiegt eine Plastikpuppe in den Schlaf. Es weht ein leichter Wind durch Istanbul. „Schließ das Fenster, ich darf mich nicht erkälten.“

1960 wird Murtaza Cömert geboren, an welchem Tag, das wusste er einmal. Er nennt den 1. Januar. Egal, es ist nur ein Datum. Das Dorf seiner Kindheit in Ostanatolien hat er nicht vergessen, Kizilca Ova. Rötliches Tal. Vierzig Familien lebten hier, zwischen kargen Büschen und dem Dunst blökender Schafe. Jahre später, als er zurückkehrt,



Zehn Jahre hat Murtaza Cömert in Deutschland gelebt; nach einem Angriff auf Franz Josef Strauß musste er über Nacht in die Türkei fliehen

sind es noch zwei. Er verlässt Kizilca Ova als Zehnjähriger, folgt seinen Eltern ins verheißene Land, Deutschland. Sie leben in Herne, Nordrhein-Westfalen. Der Vater arbeitet in einem Kohlekraftwerk. In Herne nennt Murtaza jeder Mustafa, weil das leichter auszusprechen ist. „Ich war der Kummeltürke, der Eselreiter.“ Er ist das Älteste von drei Kindern.

Sein erster Jugendfreund heißt Abramo, Sohn italienischer Einwanderer. Mit ihm und dem älteren Roberto hört er stundenlang Beatles, bald darauf meldet Murtazas Vater ihn im Ringerverein an. „Ich war ein frühreifere Kerlchen. Ein kleiner, dünner Junge unter lauter Muskelprotzen. Die vielleicht glücklichste Zeit in meinem Leben.“

Murtaza interessiert sich für Philosophie, wälzt Bücher, will mehr über die Schöpfung erfahren, rätselt, ob es Gott gibt. Er ist muslimisch erzogen, in Deutschland lässt sich Murtaza gegen den Willen des Vaters taufen, weil er sich in eine Christin verliebt. Karina. 15 Jahre alt ist er da. Dann kommt Iris, die letzte heißt Annet. „Am liebsten hatte ich Bettina, eine Deutsche mit pechschwarzen Haaren und blauen Augen.“

Rechts neben ihm der Aschenbecher, ein Knäuel fuchsröter Tabak, der Teekoher keucht und zischt. Murtaza, mit dem Rücken zum Fenster, den Kopf auf den Flachbildschirm gerichtet: „Meine erste Aufgabe hier ist es, mich zu informieren.“ Bücher stapeln sich auf dem

Fensterbrett. „Die Lügen des israelischen Geheimdienstes“, ein deutsch-türkisches Wörterbuch, eine Enzyklopädie. Cömert öffnet sie, zeigt auf Länder, in denen er nie war. Bolivien, Myanmar, Neuseeland. Er hat sie in Gedanken bereist, tausendmal.

„Ich mag Europa nicht, und doch fühle ich mich sehr deutsch.“

Nach der Schule arbeitet Cömert bei Seppelfricke, einer Elektromotorenfirma in Gelsenkirchen, wo auch seine Mutter am Fließband schuftet, zwei Jahre hält er durch, dann schmeißt er hin. Er beginnt eine Lehre, und schmeißt sie hin. Er steht sich selbst im Weg, versucht seinem Leben ein Ende zu setzen. Mit dem Vater, dem „harten Wortführer“, hat er große Probleme, er haut von zu Hause ab, reist quer durchs Land, wohnt mal da, mal dort. Murtaza nimmt an Demonstrationen teil, in Berlin und Frankfurt. Besetzt mit einer Gruppe deutscher Linker drei Tage die still gelegten Stollwerck-Fabriken in Wuppertal. „Die wollten sie abreißen, wir wollten Wohnraum daraus machen.“

Er raucht Haschisch, nimmt LSD. „Zwanzig bis dreißig Mal, aber ich war nie süchtig.“

Cömert ist politisch aktiv, verkehrt im linksextremistischen Milieu. Seine Freunde RAF-Sympathisanten, wichtige Leute. Ulrike Meinhof verehrt er. „Leider habe ich sie nie kennengelernt.“ Engagiert war er immer

schon. „Gegen Ungerechtigkeiten. Und manchmal war ich angriffslustig.“

Welche Gruppen waren es, denen du dich angeschlossen hast? „Es liegt alles so lange zurück. Quäl mich nicht, bitte.“

Sein größter Traum, ein Jurastudium. Vielleicht in Frankfurt. „Ich wollte Anwalt werden, kein Richter.“ Verteidigen, nicht urteilen. Dabei hat Cömert nicht einmal das Abitur. Er trägt ein Che-Guevara-Tattoo auf dem linken Arm, es ist leicht verblasst, man hat es ihm auf einer Party in Deutschland gestochen, da waren alle schon angetrunken. Er küsst sein Idol, den Südamerikaner, hält den Arm, die Hand zur Faust geballt, in die Höhe.

Was genau geschah in dieser Nacht? Erzähl!

„Die deutsche Linke hat mich benutzt“

Es ist der 14. September 1979. Kommunalwahlkampf in Essen. Zur Unterstützung lädt die Essener CDU Franz Josef Strauß ein, Kanzlerkandidat im darauffolgenden Jahr. Für die Linke ist der ehemalige Bundesminister für Atomfragen, Verteidigung und Finanzen ein Feindbild, auch für Cömert. Siebzig junge Menschen schreien Parolen gegen ihn, halten Spruchbänder mit der Aufschrift „Strauß raus“ in die Höhe. Sie bewerfen ihn mit Eiern und Tomaten, die Polizei muss Strauß mit Regenschirmen vor den Angriffen schützen.

Cömert ist unter ihnen, aber er will nicht nur Eier werfen. Er geht auf Strauß zu, will ihm an die Gurgel, erzählt er heute. Sekunden später wird er zurückgehalten. Von den Dächern herab fotografieren Zivilpolizisten, wie der junge Mann den bayerischen Ministerpräsidenten auf dem Burgplatz attackiert. Sie nehmen mehrere Menschen fest, verhören Cömerts Freundinnen. In den Abendnachrichten ist es das Ereignis des Tages.

„Ich war angstlos. Die deutsche Linke hat mich benützt. Geh doch du, Murtaza, wirf doch du!“

Er ruft die Mutter an. Komm nicht nach Hause, Murtaza! Sie suchen dich. Er ist kein Deutscher wie seine Freunde, er ist Migrant. „Und die Polizei war schon vorher auf mich aufmerksam geworden.“ Also verlässt er das Land, innerhalb von 24 Stunden. Er klemmt sich ein paar Klamotten unter den Arm und macht sich davon.

„Die Frauen sollten die Welt regieren, die Mütter! Keine Mutter würde ihr Kind gerne in den Krieg schicken. Warum hab ich denn nicht auf meine Mutter gehört? Warum? Geh nicht in die Türkei! Tauch eine Weile unter, mehr nicht.“ Zwanzig Jahre und ein paar Monate ist Cömert alt, als er die Türkei erreicht. Statt in einer deutschen Universität zwischen Jurastudenten sitzt er auf den Steinen vor seinem Dorf und hütet Schafe. In der Heimat kann er den Militärdienst nicht mehr länger aufschieben, ein Systemverweigerer unter Soldaten; der dritte Militärputsch von Kenan Evram fällt in diese Zeit. Kein Wort über

die Zeit will heute seine Lippen verlassen. Nach 18 Monaten kehrt Cömert zurück ins Dorf. Unmöglich, dort zu leben. Er pendelt zwischen Kizilca Ova und Ankara, kommt in der Gesellschaft nicht an. Es ist heute immer noch schwierig, an manchen Tagen. „Ich habe die Welt mit europäischen Augen sehen gelernt.“

Cömert geht an die ägäische Küste, arbeitet als Touristenführer in Pamukkale. Die Abende sitzt er in Bars und trinkt mit den europäischen Gästen. Zwei, drei Jahre vergehen und er zieht weiter, diesmal nach Izmir. Er sieht Gewerkschafter, die gegen die Polizei demonstrieren, er will sich ihnen anschließen. Er lässt es bleiben, es ist nicht sein Kampf. Er will keinen Ärger mehr. Endlich Ruhe.

„Wofür Mensch werden? Wozu bist du da auf der Welt? Man muss sich bewusst darüber werden. Ich habe gar nichts gemacht, ich habe nicht mitwirken können. Das einzige: Als Fremdenführer habe ich Menschen mit meiner Heimat bekannt gemacht.“

Dann, der Unfall. Er führt Touristen durch die Festung von Izmir, ist einen Moment unaufmerksam und stürzt mehrere Meter in die Tiefe. Er verletzt sich schwer am Kopf. Monatelang liegt er im Koma. Als er aufwacht, weiß er noch, wie er heißt, mehr nicht. Sein Rücken ist gebrochen, er kann nie wieder gehen.

„Ob ich in der Hölle oder auf dieser Welt gelebt habe, macht für mich keinen Unterschied.“

Viele Operationen folgen, bei einer wird ihm Blut übertragen und dabei Hepatitis C. Er kann nicht mehr arbeiten. „Ich wollte nach Deutschland zurück, aber zu wem?“ Die Eltern sind wenige Jahre nach ihm in die Türkei zurückgekehrt, „der Vater hat die Mutter ins Dorf verschleppt.“ Die Geschwister sind mittlerweile deutsche Staatsbürger. Cömert hat wenig Kontakt zu ihnen, dann keinen mehr. „Ich brauche niemanden, es mangelt mir an nichts.“ Er spuckt den Satz trotzig aus dem Mund.

Nach dem Unfall will er weiter, wieder einmal. Er landet in Istanbul, kommt bei Bekannten unter. Irgendwann bei niemandem mehr. „Ab ins Obdachlosenheim, es war die beste Entscheidung.“ Er ist 35 Jahre alt, als er die Endstation erreicht.

Über seinem Bett hängt ein Schild, mit seinem Geburtsjahr, dem Einweisungsdatum und einem Foto darauf. Es zeigt Cömert am Tag der Ankunft im Armenhaus. Schmales Gesicht, eingefallene Wangen, müde lächelnd. Ähnlich wie heute, nur mit schulterlangen Haaren.



Weitere Geschichten
von Barbara Bachmann
Scannen Sie den nebenstehenden
QR-Code mit Ihrem Mobiltelefon

„In Berlin wäre das undenkbar.“

Istanbul gilt als neue Kunstmetropole. Auch viele deutsche Künstler zieht es an den Bosphorus. Was finden sie hier, das ihnen New York oder Berlin nicht bieten?

V o n
J e n n y B e c k e r

Das Stimmengewirr vor den offenen Galerietüren steigt die rauen Hauswände empor. Der Abend spannt sich blau über die Gasse. Zwischen parkenden Autos und Blumenkübeln drängen sich Menschen in Turnschuhen und Pumps. Drinnen trägt man Weingläser aus Plastik und schiebt sich an Bildern entlang. Ausstellungseröffnung in einer der Galerien, die in den verwinkelten Straßen von Çukurcuma gedeihen, im europäischen Zentrum von Istanbul. Die Szene boomt. Neue Galerien und Kunstmessen eröffnen. Zur erfolgreichsten Messe, der Contemporary Istanbul, kamen im vergangenen Jahr etwa 68.000 Besucher. Mehr als zur Frieze London. Künstler und Kuratoren strömen an den Bosphorus, der Blick geht nach Osten. Auch viele Deutsche zieht es in die Metropole, die Europa und Asien verbindet. Was finden sie hier, das ihnen New York oder Berlin nicht bieten?

Gäste bei einer der zahlreichen Ausstellungseröffnungen. Hier in der Galerie Rampa im Stadtteil Beşiktaş



Anna Heidenhain, Anna Zizlsperger, Silvia Erdem und Mercedes Hihn (von oben nach unten)

Die Stipendiatin. Carla Mercedes Hihn, 32, steht mit Freunden im Gedränge vor der Galerie in Çukurcuma. Der Abend wird dunkler, die Stimmen lauter, man überlegt, wo man als nächstes hinget. Hihn, mit Porzellanhaut und Fransenpony, wirkt ein bisschen ätherisch, wie ihre Kunst, die mit transparenten Fotos und Schattenwurf spielt. „Es ist nicht einfach, in den kleinen Galerien etwas Interessantes zu finden“, sagt die Stipendiatin aus Berlin. „Manche Sachen sind eher auf Studentenniveau. Hier scheint vieles noch nicht so entwickelt.“ Sie lacht ein bisschen und schiebt schnell nach: „Wahrscheinlich bin ich zu verwöhnt. In Berlin bekommt man ja viel geboten an internationaler Kunst.“ Sie wohnt hier in dem Nobelviertel Nişantaşı, die Bilder in den dortigen Galerien nennt sie „Sofakunst“. Hübsches, folkloristisches Design.

Aber nur in Istanbul könne man sich seine Mappe unter den Arm klemmen und einfach in die nächste Galerie hinein spazieren. „In Berlin wäre das undenkbar. Da wäre man sofort unten durch, wenn man sich selbst vorstellt.“ In Istanbul ist der Kontakt direkter, man kennt sich. Weil die Szene klein ist und jung, gibt es noch wenig eingemauertes Establishment. Galeristen sind hier noch Menschen, die einem aus Straßencafés zuwinken.

Die Kuratorin. Auch Sammler sind leichter zu überzeugen, weiß Kuratorin Anna Zizlsperger, 32. „Sie sind interessiert und noch eher unschuldig.“ Sie sitzt in der Kunstbibliothek von Salt Galata, eine der neuesten und wichtigsten Kulturinstitutionen. In dem marmornen Gebäude, das früher eine Osmanische Bank war, finden Ausstellungen, Konferenzen und Workshops statt. Zizlsperger kommt gerne in das helle, stille Café und arbeitet an ihrer Webseite. Als sie im vergangenen Jahr nach Istanbul zog, gründete sie das englischsprachige Online-Kunstmagazin *exhibit.com*. Um den vielen ausländischen Künstlern einen Überblick über die Szene vor Ort zu geben. Mit einem Lippenstiftlächeln fasst die Kuratorin zusammen, was Istanbul so anziehend macht. „Hier ist viel Geld da, in Berlin nicht.“ Ohne die reiche Unterstützung der Sammler und Sponsoren wäre Istanbuls Kunstszene gar nicht denkbar. „Staatliche Förderung gibt es so gut wie keine.“ Die Institution Salt wurde von der Garanti Bank finanziert.

Die Künstlerin. Für die Künstlerin Anna Heidenhain, 34, liegt der Reiz nicht in den repräsentativen Galerien, sondern dort, wo es dreckig ist, eng und dunkel. Im Handwerkerviertel. Sie ist auf dem Weg in die Werkstatt von Adem, der eigentlich Gardinenhalter und Wasserhähne herstellt. Er soll ihr helfen, ein Glitzerauge aus Polyester zu gießen für eine neue Wandinstallation. Die Absolventin der Düsseldorfer Kunstakademie wirbelt in grünem Mantel und mit Wuschelfrisur durch die Gassen, um blauen Glitzerstaub zu kaufen. Seit sechs Jahren lebt sie in Istanbul. „Eine Stadt wie New York wäre mir zu teuer.“ Hier kann sie ihre Installationen günstig produzieren, „es gibt alles“, sagt sie

und zeigt auf einen Laden, der Anker für Schiffe verkauft. Eine Ecke weiter gibt es nur Schrauben, in der nächsten Straße säckeweise Farbpulver. Das Handwerkerviertel in Karaköy, direkt am Goldenen Horn, ist nach Branchen sortiert. „Das ist extrem praktisch, wenn ich ganz bestimmte Dinge suche.“ Praktisch ist auch, dass sie hier die Werkstätten mitbenutzen kann, von Schweißern, Schlossern, Keramikern. „Ich finde das fantastisch. Der Austausch mit den Handwerkern ist toll, die haben gute Ideen.“

Die Betreuerin. „Gerade das Kunsthandwerk ist für unsere Studenten interessant, weil sie es in dieser Art nicht kennen“, sagt auch Silvia Erdem, 48, die schon seit zehn Jahren in Istanbul wohnt. Die Künstlerin betreut die Stipendiaten aus Sachsen-Anhalt - von der Kunststiftung des Landes und der Kunsthochschule Burg Giebichenstein in Halle. Dem Nachwuchs vermittelt sie Kurse bei Einheimischen, wo sie arabische Kalligrafie oder Tezhib lernen, die Kunst der Dekoration mit Ornamenten.

Seit 2010 gibt es für die Stipendiaten eine Atelierwohnung in Kadıköy, im asiatischen Teil Istanbuls. Auch hier ist der Kunstboom angekommen. Seit einigen Jahren entstehen immer mehr Galerien, Ateliers und Projekträume - weil die Mieten günstiger sind, als im europäischen Teil, wo die Gentrifizierung um sich greift. Die Wohnung liegt in einer Seitenstraße. Vom Lärm der Stadt ist nichts zu spüren. Nur ein paar Katzen streunen umher. Silvia Erdem sitzt vor einer Tasse türkischem Mokka und überlegt, warum so viele Künstler nach Istanbul wollen. „Es ist eine absolute Neugierde auf das Land und die Kultur. Weniger auf die Kunstszene hier. Es ist eher die Stadt selbst.“

Ihr ging es vor zehn Jahren ähnlich. Erdem, Schülerin von Rebecca Horn, einer der international bekanntesten deutschen Künstlerinnen, wollte sich verändern. Irgendwo hinziehen. Vielleicht nach New York? Sie flog hin, schaute sich um und entschied: auf keinen Fall! „Ich fühlte mich, als sei ich in Berlin geblieben. Die Kunstszene war gar nicht so anders.“ Sie entschied sich für Istanbul. „Bist du verrückt?! Was willst du da?“, fragten ihre Künstlerfreunde ungläubig. Jetzt rufen sie ständig an, wenn Messen in der Stadt sind oder die Kunstbiennale. „Können wir vorbei kommen und bei dir wohnen?“ Wenn die nächste Istanbul Biennale eröffnet, wird Silvia Erdems Haus wieder voller Besucher sein.



Weitere Geschichten
von Jenny Becker
Scannen Sie den nebenstehenden
QR-Code mit Ihrem Mobiltelefon



DEUTSCH GEBLIEBEN

Kartoffelsalat und Tagesschau

Seit 168 Jahren lebt die Familie Köhle in Istanbul. Kultur: deutsch, Heimat: Istanbul. Wie es sich mit deutschem Brauchtum und katholischem Glauben mitten unter Türken lebt, macht Martin Köhle vor. Vielleicht als letzter seiner Familie.

V o n
K a r l G r ü n b e r g

„Türken sollen sich besser integrieren...“, wenn Martin Köhle diesen Satz aus Deutschland hört, kann er nur den Kopf schütteln. „Sprache sprechen“, sagt er, „das ist wichtig.“ Aber sonst solle doch jeder seine Kultur behalten dürfen. Seit fünf Generationen leben

die Köhles in Istanbul. Abends schaut Martin Köhle die „Tagesschau“, seine Kinder schickt er auf eine deutsche Schule, und jeden Sonntag besucht die Familie den Gottesdienst in der katholischen Gemeinde. „Warum sollte ich das alles nicht tun? Meine Kultur ist doch deutsch.“ Dass sie sich besser in die türkische Gesellschaft integrieren sollen, hat in den knapp 170 Jahren, die die Familie Köhles schon da sind, noch keiner von ihnen gefordert.

Pforte auf, dahinter ein großer Garten: Fliesen, Blumen, Bäume, eine Oase, umringt von Wohnhäusern. Drei Generationen Köhles treten auf den Kiesweg. Der älteste, Erwin, Mitte 70, geht vorne weg, der jüngste, Johannes, trottet hinterher. Die nächste Stunde auf einem Stuhl sitzen, Lieder singen und beten, Begeisterung sieht bei dem 13-Jährigen sicher anders aus. Es ist Sonntag, kurz nach 10 Uhr, in der deutsch-katholischen Gemeinde St. Paul werden Gesangsbücher ausgeteilt, Stühle und die mobile Orgel zurechtgerückt. Die Gemeinde liegt mitten im Zentrum von Istanbul, im Ausgeh- und Shoppingviertel Nisantasi. Nur ein unauffälliges Metallschild mit der Aufschrift „Eingang Paullussaal“ zeigt von außen an, wo die Deutschen lang müssen.

Flucht in die Türkei

„Meine Eltern haben mich in die Kirche geschleppt. Jetzt sind meine Kinder dran“, sagt Martin Köhle. Die deutsche Kirche ist für ihn die Verbindung zur „alten Kultur“. Um zu verstehen, was er damit meint, muss man 165 Jahre zurückreisen, in eine Zeit, in der viele Deutsche ihre Heimat aus wirtschaftlicher Not verließen. Die Köhles, alleamt Handwerker, stammen aus Süddeutschland. Doch anstatt in die USA oder nach Russland zu ziehen, landeten sie in Istanbul. Arbeit für gut ausgebildete Handwerker gab es zuhauf, bei der Bahn, fürs Militär, Heizungen mussten gebaut und Wasserleitungen gelegt werden. Der Sultan des Osmanischen Reiches schätzte den Fleiß und das Fachwissen der neuen Siedler. Seitdem lebt die Familie in Istanbul. Aus den Handwerkern sind Unternehmer geworden. „Hier ist meine Heimat, trotzdem bin ich deutsch. Ich bin ein Deutsch-Istanbuler Weltbürger“, sagt Martin Köhle.

Martin Köhle, 45, begrüßt Pfarrer Christian Rolke, 36. Vor drei Jahren ist der Pfarrer aus dem Rhein-Main-Gebiet nach Istanbul gekommen, um sich um die deutsch-katholische

Ministrant, Priester, alles deutsch in der katholischen Gemeinde St. Paul in Istanbul

lischen Christen in der Türkei zu kümmern. Ein Dazugezogener, der eine Weile gebraucht hat, um das Beziehungsgeflecht der Deutschen in Istanbul zu entwirren. „Jeder kennt jeden, für die Deutschen ist Istanbul wie ein Dorf“, sagt Rolke. Eher wie eine Kleinstadt, denn es leben 30.000 Deutsche am Bosphorus. Um da durchzublicken, hat er sich hingesetzt und für jeden, den er kennt, eine Karteikarte angelegt. Die hat er dann in einen Kasten gesteckt und nach Farben sortiert: „So kann ich optisch erfassen, wer zu wem gehört, wer wen kennt, in Istanbul oder außerhalb lebt, in meine Gemeinde oder zu den Protestanten geht.“ Eine deutsch-evangelische Kirche gibt es natürlich auch noch in Istanbul. Beide Gemeinden beider verstehen sich gut, feiern manchmal sogar zusammen Gottesdienste, in der Fremde ist vieles möglich.

Rolkes Hände zeichnen Linien in die Luft, während er von dem Unter-, Mit-, und Durcheinander erzählt, von Institutionen, Forschungseinrichtungen, von Firmen, dem Generalkonsulat, der Schule und von den Menschen, die nur ein paar Jahre da sind oder jenen, die für immer bleiben wollen und die, die schon immer hier wohnen.

Manchmal gibt es Anschläge

Die Köhles gehören zu denen, die schon immer da sind. Eigentlich ist das ganz einfach: Martin Köhle, fünfte Generation, die Eltern, die Vierte, seine beiden Kinder, Jonathan und Megan, die sechste Generation. Doch dann gibt es noch den Bruder, Matthias, der ist mit Christa verheiratet, die gehört in fünfter Generation zur polnischen Minderheit. Schnell nimmt es biblische Ausmaße an, Abraham heiratet Maria, und man sieht den verzweifelten Pfarrer mit seinen Karteikarten am Schreibtisch sitzen, Geflechte entwirren.

30 Gläubige verteilen sich an diesem Sonntag im Paulussaal, darun-

ter ein Professor der Chirurgie, eine Lehrerin der Deutschen Schule, eine Rentnerin und eine junge Praktikantin. Die ersten Orgeltöne erklingen und der Begrüßungslärm legt sich. Es ist der zweite Sonntag nach Ostern. Der von den Toten auferstandene Jesus offenbart sich seinen Jüngern zum dritten Mal.

Isa ibn Maryam, so heißt Jesus im Koran. Darin steht, dass er ein Gesandter Gottes war, ein Prophet zwar, aber nicht Gottes Sohn. Die nächste große Moschee liegt nicht weit, circa 400 Meter Luftlinie entfernt, und bis zum Mittagsgebet, wenn die Sonne am höchsten steht, ist es noch Zeit. Gott und Allah kommen sich also nicht in die Quere, als die St.-Paul-Gemeinde das Lied 218, „Gelobt sei der Herr“ anstimmt.

Dass der Gottesdienst mitten in der Türkei stattfindet, ist nicht zu merken. Genauso gut könnte die Gemeinde irgendwo in Deutschland ihre Lieder singen. Denn zwischen Orgelmusik und Gebet vergisst man schnell, dass Christen in der Türkei nur geduldet sind. Kirchen haben keinen rechtlichen Status und werden einfach nur toleriert. Dass die Gemeinde von außen nicht erkennbar ist, dient als Schutz vor „Fanatikern, mit denen man nicht diskutieren kann“, sagt Martin Köhle. Manchmal gibt es Anschläge von nationalen oder religiösen Extremisten auf Christen in der Türkei, bei denen Menschen sterben. Auch Pfarrer Rolke ist in dem Punkt sehr vorsichtig: „Wir kümmern uns nur um die Deutschen und nicht um die Türken. Wir mischen uns nicht in Diskussionen ein und tragen nicht zur Provokation bei.“

After-Gottesdienst-Party im Gemeindegarten. Martin Köhle nimmt sein Würstchen vom Teller und tunkt es in Ketchup. „Und das in Istanbul, so lässt es sich leben“, sagt er, Kartoffelsalat zwischen den Backen. Martin Köhle erzählt, dass es einmal richtig viele Deutsche in Istanbul gab, eine Zeit, in der das deutsche Krankenhaus und die Schulen entstanden, es eigene Clubs, Bäckereien, Flei-

scher und Buchläden gab. Das war, als man noch Konstantinopel und nicht Istanbul sagte. Die Umbenennung war 1930, da lebten die Köhles schon seit 85 Jahren in der Stadt und waren bereits einmal ausgewiesen worden. Martin Köhle erzählt, wie seine Familie zweimal, zusammen mit allen anderen Deutschen, die Türkei verlassen musste. Nachdem Ersten Weltkrieg und 1944, während des Zweiten Weltkrieges. Beim zweiten Mal war sein Vater, Erwin Köhle, acht Jahre alt. Doch jedesmal blieben sie nur so lange in der Fremde, in Deutschland, wie nötig. Sobald der Krieg vorbei, und die Einreise wieder möglich war, kehrten sie in die Heimat, nach Istanbul, zurück.

Auch Martin Köhle wurde auf die „Kommst du zurück“-Probe gestellt. Für sein Studium ging er nach Deutschland und in die USA. Hier lernte er seine amerikanische Frau kennen und begann sich auf ein Leben in den Staaten einzurichten. Bis der Anruf seines Vaters kam: „Höflich angefragt hat er, ob ich nicht nach Hause kommen könnte, das Unternehmen warte.“ Das war vor knapp 20 Jahren. „Nur wenn es meiner Frau auch gefällt“, war Martin Köhles Bedingung. Heute leitet er zusammen mit dem Vater und dem Bruder das Familienunternehmen, eine Handelsvertretung für deutsche Pharma- oder Chemiebetriebe. Dennoch müssen die Köhles alle fünf Jahre ihre Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis verlängern. Der Pass ist deutsch, „das hat in unserer Familie Tradition. Aber in Deutschland niederlassen, nein, das würde mir nicht einfallen. Hier ist mein Zuhause.“

Die Jugend zieht es nach Deutschland

Kultur deutsch, Heimat Istanbul, so denken und fühlen die meisten in der Gemeinde St. Paul. Im Saal des kleinen Gemeindehauses sitzt Brigitte Midil. Die Rentnerin hat Ende der Fünfziger ihren türkischen Ehemann



Deutsche Katholiken in Istanbul: Pfarrer Christian Rolke mit zwei Mitgliedern des Gemeinderats



Martin Köhle, Unternehmer, seine Familie lebt seit fünf Generationen in Istanbul



in Deutschland kennengelernt. „Bei uns hätte er zu dieser Zeit als Türke keine Chance gehabt, alle hätten ihn verachtet“, sagt sie. Deswegen ist sie mit ihm in die Türkei gegangen. Sie bereut es nicht. Sorgen macht sie sich nur um ihre Zukunft. „Was ist, wenn ich gepflegt werden muss? Es gibt kaum Altersheime in der Türkei und für Deutsche schon gar nicht.“

Inzwischen kennt Pfarrer Rolke seine Gemeinde so gut, dass er weiß, was gemeint ist, wenn es um das Thema Deutsch geht. „Heimat, das sind Dinge, die es in Deutschland gibt und die in der Rückbesinnung Bedeutung bekommen: Lieder, Brauchtum,

Adventskranz. Was esse ich gerne, was es hier nicht gibt? Dahinter steht die Frage: Was oder wer bin ich selber und wohin gehöre ich?“

Die Zukunft steht draußen und möchte gehen. Johannes und seine 17-jährige Schwester Megan haben nun genug von Kirche und Gerede. Megan will noch lernen, sie schwärmt richtig, als sie davon spricht, dass sie bald nach München ziehen und dort studieren wird, eine eigene Wohnung braucht, aufgeregt ist auf das neue Leben. Ob sie wieder kommen wird, weiß sie nicht: „Mal sehen, wie München so wird“, sagt sie. Martin Köhle

hört ruhig zu. Dann sagt er: „Am Ende sind wir ja doch noch hier. Und wer weiß, vielleicht kommt sie ja auch wieder.“



Weitere Geschichten von Karl Grünberg
Scannen Sie den nebenstehenden QR-Code mit Ihrem Mobiltelefon

Istanbul ist heute eine Stadt aus Beton. Noch vor 100 Jahren war das ganz anders: Holzhaus reihte sich an Holzhaus. Heute gibt es nur noch ein paar hundert der historischen Gebäude. Auch das Deutsche Archäologische Institut kämpft für den Erhalt der architektonischen Schätze.

ARCHITEKTUR

V o n
M a r t a P o p o w s k a

Hölzerne Zeit

Als Martin Bachmann das alte Holzhaus in der Safa Sokak aufschließt, öffnet er die Tür zu einer anderen Welt. Sie gehört einer Zeit, in der so gut wie jeder Istanbuler ein Holzhaus bewohnte. Was den meisten dieser Zeugen osmanischer Baukunst zum Verhängnis wurde, waren nicht etwa Erdbeben. Im Gegensatz zu gemauerten Gebäuden erwiesen sie sich solchen Naturkatastrophen durchweg gewachsen, erzählt Bauhistoriker Bachmann.

Im Haus sieht es aus, als hätten es seine Bewohner Hals über Kopf verlassen. In der Küche stehen noch Töpfe und Pfannen herum. Tee- und Mokkatassen reihen sich griffbereit in einer dunklen Holzvitrine auf, dazu eine gläserne, noch halb gefüllte Zuckerschale. Läge nicht über allem eine Staubschicht könnte man denken, die Leute seien erst vor kurzem ausgezogenen.

Ein Glücksfall für Martin Bachmann (49), der am Beispiel dieses dreistöckigen Gebäudes in der Safa Sokak zeigen kann, wie man in Istanbul einst gewohnt hat. Vom Keller mit seinem Hamam und Stehkle bis zu den Erkern unterm Schindeldach erzählt es dem Kundigen viel aus seiner hundertjährigen Geschichte. Martin Bachmann, promovierter Architekt und stellvertretender Direktor des Deutschen Archäologischen Instituts (DAI), versteht es wie kaum ein anderer, die Spuren der Vergangenheit zu verfolgen.

Wie es sich für einen deutschen Wissenschaftler gehört, beschränkt er sich auf eine sachliche Darstel-

lung seines Faches. Und doch schimmert immer wieder die Begeisterung durch, wenn er die Besonderheiten der Innenarchitektur hervorhebt, wie die kunstvollen Holzdecken im Erdgeschoss. „Aber die sind nur ein Vorgeschmack auf das, was uns da oben erwartet“, kündigt er an und nimmt mit jugendlichem Schwung die knarrende Treppe, in einen Salon, der mit Jugendstilschnitzereien an der Holzdecke auftrumpft. Ein weiteres Prunkstück ist der lindgrüne Kachelofen, auch wenn er eigentlich einen Stilbruch darstellt, denn ursprünglich heizte man mit sogenannten Mangals, offenen Metallschalen, in denen glühende Kohlen kokelten. „Eine große Gefahrenquelle, da sie häufig Ursache für Brände waren“, sagt Bachmann. Allein in der großen Feuerbrunst von 1918 brannte ein Drittel aller Gebäude ab. Heute gibt es vielleicht noch ein paar hundert.

Dafür lebte man unter ihrem Dach bei Erdbeben sicherer als in steinernen Bauten. „Holzhäuser sind elastischer, sie können auch größere Erschütterungen ausgleichen. Wahrscheinlich einer der Gründe, weshalb in dieser erdbebengefährdeten Stadt in Holz gebaut wurde.“ Ein weiterer Vorteil war ihre ebenso einfache wie billige Konstruktion. Sie lässt sich an

löchrigen Stellen in den verputzten Wänden ablesen. Wo der Putz abgefallen ist, wird ein enges Holzgerüst aus kleinen Latten sichtbar, das den Wänden Halt verleiht. „Die Außenwände bekommen noch eine Bretterverschalung und das war es auch schon.“

Wettkampf gegen die Zeit

Äußerlich gibt das Haus in der Safa Sokak wenig her. Der weiße Anstrich, der einst alle Holzfassaden glänzen ließ, ist verwittert. Ein wenig schmalbrüstig und verloren steht es zwischen klotzigen und ausladenden Neubauten. „Das ist charakteristisch für die Situation“, sagt Bachmann. Größere geschlossene Reihen sind heute nur noch auf den Prinzeninseln zu finden. „Dort steht auch das größte Holzhaus der Welt“, sagt Bachmann. Das Orphanage auf Büyükkada, 1898 von Alexandre Vallaury erbaut, sollte mit seinen 206 Zimmern den Reichen und Schönen der Metropole als Luxusdomizil samt Kasino dienen. Die Ruine thront auf dem Isa Tepesi, dem höchsten Berg der Insel. Keine Roulettekugel ist dort je über den Tisch gerollt. Sultan Hamid II hatte die Lizenz nie erteilt und so kaufte eine reiche Bankiersfrau das Haus und schenkte es



der orthodoxen Kirchengemeinde des damaligen Konstantinopels. „Bis in die sechziger Jahre diente es der griechischen Bevölkerung als Waisenhaus.“

Bachmanns Arbeit gleicht einem Wettlauf gegen die Zeit. Denn selbst die repräsentativen Ufervillen und Stadthäuser wohlhabender Istanbuler Bürger ließ man verfallen, um sie schließlich abzureißen. Sie standen dem Wunsch nach modernen Wohnungen, den apartmans, im Weg, der mit der Gründung der türkischen Republik aufkam. „Die Holzhäuser galten plötzlich als rückständig, kaum jemand wollte mehr in ihnen leben.“

Mit Landflüchtlingen aus Anatolien fanden sich Mitte des 20. Jahrhunderts neue Bewohner für die heruntergekommenen Häuser. Arme Leute, die sie nicht pflegen konnten. Oft drängten sich siebzig Personen in Häusern, die für eine Familie bestimmt waren.. „Das niedrige Sozialprestige, das mit ihnen verbunden ist, kommt von eben diesen Bewohnern, die sie in der letzten Phase besiedelt haben.“

Dem bürgerlichen Wohnhaus in der Safa Sokak blieb dieses Schicksal erspart. Seine Besitzer haben das Haus erst vor wenigen Jahren verlassen. Was blieb ist der süßliche Geruch alten Holzes, verstaubte Familienbilder, mit

Das **DEUTSCHE ARCHÄOLOGISCHE INSTITUT (DAI)** existiert seit 1829. Die Istanbuler Abteilung wurde zum hundertjährigen Bestehen gegründet. In der Türkei erforschen deutsche Archäologen die Geschichte Kleinasiens und Thrakiens bis zur osmanischen Epoche. Zu den berühmtesten Ausgrabungsorten zählen Pergamon und Milet. Doch die Wissenschaftler widmen sich seit den sechziger Jahren auch Projekten wie den Holzhäusern Istanbuls. In der Abteilung, die im Deutschen Generalkonsulat untergebracht ist, befindet sich die größte archäologische Bibliothek der Türkei. Die 60000 Bücher sind öffentlich zugänglich. Seit 2006 wird die Abteilung von Professor Felix Pirson geleitet, der auch Leiter der Ausgrabungen in Pergamon ist.

Laken verhüllte Möbel aus einer anderen Zeit, ein Bakeliteltelefon, an dessen Hörer seit Jahren kein Ohr mehr gelauscht hat: Nur das ohrenbetäubende Hupen und Brummen des Istanbuler Verkehrs, das durch die Hauswände dringt, erinnert an das Hier und Jetzt.

In Holz gebaut wurde vom 17. Jahrhundert an für reich und arm. Von der Hütte bis zum Palast: „Selbst der Dolma-bahce hatte einen Vorgänger aus Holz“, erklärt Bachmann.

Der Palast am europäischen Ufer des Bosphorus diente den Sultanen seit Mitte des 19. Jahrhunderts als Hauptresidenz im europäischen Stil. Der mittelalterliche Topkapı-Palast war Sultan Abdülmecid I zu altmodisch geworden.

Die Typologie der Holzhäuser hat viel mit der osmanischen Lebensweise und den damaligen gesellschaftlichen Strukturen zu tun. Dazu gehörte, dass die Bereiche von Mann und Frau getrennt waren und das Haus in Sommer- und Winterwohnung aufgeteilt war. Die tief geführten

Fenster, erinnern daran, dass sich das Leben damals auf dem Boden abgespielt hat. Der Stuhl und anderes Mobiliar haben ihren Weg erst Mitte des 19. Jahrhunderts in die Türkei gefunden. Obwohl das Haus in der Safa Sokak erst um 1910 erbaut wurde, sind auch hier die Fenster noch so niedrig, dass der Blick auch im Sitzen nach außen geht. Feinmaschige Holzgitter wehren fremde Blicke ab. „Das Haus ist wirklich sehr authentisch. Jeder Nagel und jedes Brett sind hier echt.“

Ein Holzhaus-Disney-Land

Der Weg hinauf in die zweite Etage führt in ein Schlafzimmer. Verspielte Schnitzereien schmücken die Brüstung des Balkons. Nicht nur die Spinnweben lassen zurückschrecken. „Man darf den Balkon getrost betreten“, beruhigt Bachmann, „lediglich an die Brüstung sollten Sie sich nicht lehnen.“ Der Blick auf die andere Straßenseite wirkt dagegen ernüchternd. Ein brache Fläche, daneben Neubauten, denen so manches Holzhaus weichen musste. „Zu häufig war einfach der Wunsch da, in diesem engen, dicht besiedelten Stadtraum lieber ein siebenstöckiges Wohnhaus mit hoher Rendite hinzustellen.“

Mit den deutschen Vorstellungen von Denkmalschutz kommt Bachmann oft nicht weiter. In den vergangenen Jahren hat er viele Kontakte geknüpft. Das war nicht immer einfach, denn die Holzhäuser befinden sich meist im Privatbesitz. „Die Leute sind jedoch gern bereit, uns unsere Arbeit machen zu lassen“, betont er. Schwieriger würde es, wenn es um den Erhalt geht. Häufig würden Holzhäuser abgerissen, massiv wieder aufgebaut und lediglich die Fassade nachgebildet. Wenn man so will eine Art Holzhaus-Disney-Land. „Das ist aber nicht das, was wir anstreben.“ Bei dem Haus in der Safa Sokak sei er aber sehr optimistisch, dass er die Besitzer von einer fachgerechten Restaurierung überzeugen kann. Doch allzu euphorisch wirkt er nicht. Zu oft haben sich solche Hoffnungen zerschlagen.



Weitere Geschichten von Marta Popowska
Scannen Sie den nebenstehenden QR-Code mit Ihrem Mobiltelefon

Training für den Tag X

Istanbul bereitet sich auf das nächste Erdbeben vor. Eine Nachbarschaftsinitiative bildet Freiwillige zu Katastrophenhelfern aus. Özlem Gümüş Sentürk ist eine davon. Bei einem Beben möchte sie Leben retten.

FOTO: ERIC VAZZOLER



V o n
L e n a S c h n a b l

Neben ihrem Bett hängt eine Trillerpfeife. So kann sie auf sich aufmerksam machen, falls das Haus einstürzt und sie noch lebt. In ihrem Schlafzimmer steht kein Schrank, der könnte sie im Ernstfall erschlagen. Özlem Gümüş Sentürk, schwarzer Lockenkopf, empfindliche Knopfaugen, schlurfig, burschikoser Gang, möchte bereit sein, wenn das große Beben

kommt. Das Bücherregal im Wohnzimmer hat sie festgeschraubt. Bei einem Holzhaus braucht man dazu Schenkelhalsschrauben. Sechs mal achtzig Millimeter bei Möbelstücken, die zwischen 50 und 150 Kilo schwer sind. Sonst gibt es in dem dreistöckigen Haus nur Einbauschränke; „Keinen Firlefan“, sagt Sentürk. Nichts, was umfallen und zum Wurfgeschoss werden kann.

Primärwelle: Bodenteilchen bewegen sich parallel zur Ausbreitungsrichtung des Bebens. Unter den Tisch knien. Mit einer Hand den Nacken schützen, mit der anderen ein Tischbein umklammern.

Sentürk macht sich bereit für ihre Prüfung



Die Freiwilligen lernen, wie sie den Nacken von Verletzten halten, mit Werkzeug umgehen oder sich abseilen

Özlem Gümüs Sentürk ist 40 Jahre alt und in Karlsruhe und Basel aufgewachsen. Die ausgebildete Juristin ist seit der Geburt ihres Sohnes vor knapp zwei Jahren hauptberuflich Mutter. „Seitdem habe ich einen Sicherheitstick“, sagt sie. In Istanbul lässt sie sich nun zur Erdbebenhelferin ausbilden.

„Ich habe gemerkt, dass ich nichts weiß“

Sentürk und das Beben. Die gemeinsame Geschichte beginnt im August 1999, als sie ihre Großeltern in der Türkei besucht. In Gölcük, Zentrum des letzten großen Bebens, 100 Kilometer östlich von Istanbul. An der Wand lehnen bemalte Porzellanteller, die Türen gehen nach innen auf. Es bebt 55 Sekunden mit der Stärke 7,6. Danach sind mehr als 18.000 Menschen tot, an die 3.500 Gebäude eingestürzt wie Kartenhäuser.

Das Haus der Großeltern hält stand. Als das Zittern des Bodens nachlässt, bringt Sentürk die zwei Alten auf

Das **IZMIT-BEBEN** war das jüngste einer Serie, die 1939 im Osten der Türkei begann. Die Erdbeben bewegen sich seitdem nach Westen. Die Verwerfungszone ist weniger als 20 Kilometer von der Istanbul Stadtgrenze entfernt. Sollte sich die Serie fortsetzen, wird das nächste Beben südlich von Istanbul eintreten.

die Straße. Dann geht sie noch mal ins Haus, um die Herztabletten für den Großvater zu holen. „Ich hätte unten bleiben müssen“, sagt sie. „Das Gebäude hätte beim nächsten Nachbeben einkrachen können.“ Sie sieht Nachbarn, die aus dem achten

Stock mit dem Aufzug nach unten fahren wollen. „Da hab ich gemerkt, dass die Leute gar nichts wissen und dass ich selbst auch nichts weiß.“ Sie beginnt, sich zu informieren und dolmetscht für eine Hilfsorganisation.

„Auch wenn ich in Basel, einem Erdbebengebiet, aufgewachsen bin, Istanbul ist eine andere Liga.“ Als sie vor fünf Jahren zu ihrem Mann in die Türkei zieht, weiß sie, dass sie etwas tun muss. Zwei Monate lang hat sie sich zur Erdbebenhelferin ausbilden lassen.

Sekundärwelle: Bodenteilchen bewegen sich quer zur Ausbreitungsrichtung. Der Raum wird horizontal und vertikal geschüttelt. Unter dem Tisch bleiben. Warten.

Im Morgengrauen steht Sentürk auf, um zu ihrer Abschlussprüfung zu fahren. Um sieben Uhr morgens nimmt sie die Fähre von der Prinzeninsel Burgazada aufs Festland. Mit gelber Jeans, roter Jacke und Sonnenbrille wirkt sie einsatzbereit wie eine echte Katastrophenhelferin. Sie ist eine von knapp viertausend Freiwilligen in

In der Türkei gibt es jeden Tag etwa 50 Erdbeben. Die Anatolische Platte wird zwischen der nordwärts driftenden Arabischen Platte und der Eurasischen Platte nach Westen verschoben. Der asiatische Teil der Türkei bewegt sich dadurch **JÄHRLICH 2,4 ZENTIMETER** auf den europäischen Teil zu. Die entstehenden Spannungen entladen sich in Erdbeben.

Istanbul, die bei einer Nachbarschaftsinitiative lernen, wie man Verletzte birgt, erste Hilfe leistet, Tunnel unter einem zusammen gestürzten Haus baut und Brände löscht. 4000 Ehrenamtliche für dreizehn Millionen Einwohner. „Eigentlich zu wenige“, sagt sie.

1999 gab es in vielen Straßen kein Durchkommen. Hilfsorganisationen konnten in den ersten drei Tagen kaum zu den Opfern vordringen. Nachbarschaftshelfer dagegen könnten sofort in ihrem Viertel agieren. „Die Nachbarn wissen, dass die 80-jährige Tante noch im vierten Stock oben ist. Und dass der Verkäufer Propangas gelagert hat, auch wenn er das eigentlich nicht darf.“ Deswegen wurde die MAG gegründet, die in Istanbul bisher 63 Viertel ausgebildet hat. MAG (Mahalle Afet Gönüllüsü) bedeutet übersetzt freiwillige Nachbarschaftskatastrophenhelfer.

Geht man vom *worst case* aus, sterben bei einem Beben der Stärke 7,5 mit Epizentrum im Marmaragebiet 50.000 bis 150.000 Menschen. Rund eine halbe Million Menschen verlieren ihr Obdach.

Das Trainingsgelände in der Nähe des Flughafens erinnert an einen verlassenen Abenteuerspielplatz: Im Nieselregen balanciert eine Frau über Holzbalken. Andere hangeln unter einem Eisengerüst. Betonwände liegen umgefallen auf Kies. Im Boden klaffen Löcher, die zu einem unterirdischen Tunnel führen. Von einem Turm weht die türkische Flagge und baumeln Kletterseile. Die Freiwilligen nehmen ihre Ausrüstung entgegen: Schutzmaske, Ohrenstöpsel, Arbeitsschuhe mit Metallspitze, Overall, Helm. Sentürk hüpfte im grell orangefarbenen Overall auf der Stelle. Ein Katastrophenspiel. „Boing, boing. Wie bei Super Mario.“

Erdbebenforscher des Helmholtz-Zentrums GFZ in Potsdam haben eine 30 Kilometer lange und zehn Kilometer tief reichende Spannungszone entdeckt. Der Block habe sich seit vier Jahren nicht bewegt. Das könne darauf hindeuten, dass sich zwei Erdplatten verhakt haben. Das Erdbebenrisiko ist in Istanbul aufgrund von Überbevölkerung, fehlerhaftem Städtebau und unzureichender Infrastruktur erhöht. In der Metropole leben über **13 MILLIONEN MENSCHEN**. Viele Viertel, wie Zeytinburnu, entstanden über Nacht in trockengelegten Flussbetten. Das Beben ist auf weichem Boden heftiger und die Gebäude genügen oft nicht den Standards für erdbebensicheres Bauen.

„Katastrophen können überall passieren“

Die Erdbebentrainerin trägt ein Seidenkopftuch unter dem Helm. Als erstes beweisen die Ehrenamtlichen ihr, dass sie einen Verletzten bergen können. Zu sechst heben sie einen Freiwilligen hoch, auf dessen Bauch ein volles Wasserglas steht. Beim ersten Mal fällt es um, beim zwei-

ten Mal nicht mehr. Auch vor dem Beben 1999 wurde Sentürk für Disaster sensibilisiert. Sie war dreizehn, als sie den Großbrand des Industriegebiets Schweizerhalle in Basel miterlebte. Aufgeweckt durch Gestank und Sirenengeheul. Ausgangssperre. Seitdem weiß sie: „Katastrophen können überall passieren.“

Love-Welle, benannt nach dem Britischen Mathematiker A.E.H. Love: Wieder horizontal Bewegung. Warten. Nicht aufstehen.

Als junge Frau hat sie für den Moment gelebt. „Bin von einer Party auf die nächste gehupft.“ Sie reiste durch die USA, Europa, Nordafrika. So kam sie 1997 zur ägyptischen Ausgrabungsstätte Deir el-Bahari, bekannt durch den Anschlag von Luxor.

Als Terroristen bei einem Bombenanschlag 68 Menschen töteten, war sie mit ihrem Freund schon in die Wüste gegangen. „Eigentlich völlig bescheuert. Spazieren gehen in der Wüste, aber ich wollte irgendwie raus“, sagt sie. „Manchmal muss man auf sein Gefühl hören.“

Auf dem Trainingsgelände erklärt die Trainerin, wie man kriecht, ohne Zeit zu verlieren. Sie drückt den Hintern der Teilnehmer in Bodennähe. Die Freiwilligen krabbeln wie sechs orangefarbene Krebse mit weit gespreizten Beinen über den rauen roten Kunststoffbelag. Als nächstes robben sie nacheinander durch den Tunnel.

Hindernisse, wie im echten Leben

Fliessen knirschen unter den Arbeitsschuhen, Staub wirbelt auf. Als sich die Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben, erkennt man am Ende des Tunnels die Silhouette eines alten Fernsehers, über den hinweg Sentürk ihren Weg ins Freie findet. Die MAG hat Hindernisse in den Tunnel gelegt. „So wie im richtigen Leben“, sagt Sentürk.

Wenn Treppen einstützen, müssen sich die Freiwilligen abseilen. Das wird die letzte Prüfung sein. Dazu müssen sie Sicherungsknoten beherrschen. Sentürk knüpft einen doppelten Achterknoten mit Schlaufe. „Mein Mann ist Fischer“, sagt sie. Die meisten Knoten kennt sie schon.

Sie hat ihn als Teenager auf der Prinzeninsel Burgazada kennengelernt. Die zwei schreiben sich Briefe und sehen sich während der Ferien. Zwanzig Jahre später fährt sie der langjährige Verehrer mit dem Fischerboot aufs Meer. Mond, Wein, Musik. „Denkst du nicht, es wird langsam Zeit, dass wir heiraten?“ Sentürk sagt: „So bin ich hier gelandet.“

Rayleigh-Welle, benannt nach dem Physik-Nobelpreisträger Baron Rayleigh: Versetzt Oberfläche in rollende, elliptische Bewegung. Wie ein Schiff im Sturm. Wenn das Beben vorbei ist, den Strom ausschalten und das Gas abdrehen.



Auf dem Trainingsgelände knüpft sich Sentürk an ein Kletterseil und erklimmt den Turm. Das andere Ende des Seil führt sie durch den Karabinerhaken und lässt sich langsam zurückfallen. Ihre rechte Hand sichert sie, während ihre Füße langsam von der Kante zur Wand rutschen. Wenn die Knoten halten und sie nicht die Nerven verliert, ist sie zehn Meter tiefer Katastrophenhelferin. Sie gibt langsam Seil, rutscht in Trippelschritten die Wand hinab. Als sie an Sicherheit gewinnt, stößt sie sich die Füße voran in weiten Sprüngen ab und landet einen Meter tiefer wieder an der Wand. Sie hält kurz inne, seilt sich weiter ab.

„Wenn das Beben wirklich kommt, weiß ich nicht, ob das alles irgendetwas bringt“, sagt Sentürk. Im worst case, den sie sich vorstellen kann, verstreuen Flugzeuge Pestizide auf das verseuchte Istanbul. Auf Burgazada gibt es einen Katastrophen-Container mit Handschuhen, Decken, Wasservorräten. Mit Seilen, Bohrmaschinen und Haken. Er steht auf dem Platz Nr. 6, einem Platz, der bei kleinen Unwettern unter Wasser steht. „Auf einer Insel wir bräuchten außerdem Boote“, sagt sie. Den Container-Schlüssel hat der Bürgermeister der Prinzeninseln. Und der wohnt auf einer anderen Insel.

Um 18 Uhr fährt die Erdbebenhelferin Özlem Gümüş Sentürk zurück nach Hause. In jedem Stockwerk geht sie an einem Feuerlöscher vorbei. Und an den Notfallrucksäcken für sie, ihren Mann und ihren Sohn. Alle sechs Monate kontrolliert sie den Inhalt. Genügend Wasser und Trockennahrung für drei Tage. Taschenlampe, Decken, Transistorradio, ein altes Mobiltelefon. Es geht Sentürk nicht nur um sich selbst, es geht ihr um viele Menschen. „Es würde mich mächtig ankeksen, wenn ich die einzige Überlebende wäre.“



Weitere Geschichten
von Lena Schnabl
Scannen Sie den nebenstehenden
QR-Code mit Ihrem Mobiltelefon

TEXTILINDUSTRIE

FOTO: NICOLE GRAAF

Miese Maschen

Die Türkei ist der zweitgrößte Textillieferant für den deutschen Markt. Doch oft werden die Rechte der Arbeiter missachtet. Schuld ist der Preisdruck

V o n
N i c o l e G r a a f

Der Tag, an dem Yusuf Baslama seinen Job bei der Istanbuler Textilfirma Intem Triko verlor, war ein Samstag. Er stand an seiner Strickmaschine, noch zwei Stunden bis Schichtende. Im Sekundentakt ratterten die Nadeln und strickten Baumwollfäden zu hellbraunen Bahnen. Später würden die Näherinnen Pullovern daraus fertigen und ein Etikett der Marke Marks&Spencer daran befestigen.

Plötzlich stand der Vorarbeiter vor Baslama. Er solle ins Personalbüro kommen, sofort. Er wusste, das konnte nichts Gutes bedeuten. Einige Kollegen vor ihm waren bereits ins Büro zitiert worden. Die Personalchefs sagten: „Wir wissen, dass Sie in eine Gewerkschaft eingetreten sind“, erzählt Baslama. Und sie beschuldigten ihn, die anderen Arbeiter aufzuhetzen und sie anzustiften, ebenfalls beizutreten. Er solle seine Abfindung nehmen und sich einen anderen Job suchen.

Baslamas Geschichte ist typisch. Die Freiheit einer Gewerkschaft beizutreten, ist in der Türkei zwar rechtlich garantiert, aber die Gesetze sind sehr unternehmerfreundlich. Die meisten Firmen wollen nicht, dass sich ihre Mitarbeiter organisieren. Baslama ist eigentlich nicht der Typ, der Ärger macht: ein freundlicher ruhiger Mann Mitte dreißig mit schmalen Gesicht, Stoppelfrisur, Sweatshirt und Jeansjacke. Er berichtet von einem Klima der Angst und einer regelrechten Hetzjagd auf Gewerkschaftsmitglieder: „Die Geschäftsführung hat Spitzel.“ Immer wieder kamen Kollegen zu ihm und fragten scheinheilig, zu welcher Gewerkschaft er denn gehöre. Immer stritt er ab, bei einem der Verbände Mitglied zu sein.

Die Textilproduktion gehört zu den wichtigsten Wirtschaftssektoren der Türkei. Nach China ist sie der zweitgrößte Lieferant für den deutschen Markt. Die meisten großen Marken und Handelsketten lassen dort

produzieren: von Karstadt bis Hugo Boss. Viele Produzenten missachten Gesetze. Bei Intem musste Yusuf Baslama zwei Verträge unterschreiben, erzählt er: einen, der den wirklichen Lohn auswies und einen offiziellen, laut dem er nur den gesetzlichen Mindestlohn verdiente. So konnte die Firma einen Teil seiner Sozialversicherung sparen; denn die wird nach dem Grundlohn berechnet. Doch damit erhält Baslama später auch eine geringere Rente. Er habe in einem fensterlosen Werkraum im Keller gearbeitet, erzählt er: „Es stank nach Toilette. Nachts im Sommer war es unerträglich heiß, denn um Strom zu

Firma auch für einige deutsche Marken produziert.

Marks&Spencer, ein Hauptkunde von Intem, weist alle Vorwürfe zurück. Die Firma beruft sich auf zwei Inspektionen, im März und April. „Wir haben keine Beanstandungen gefunden. Wir haben die Bücher untersucht und damit war alles in Ordnung,“ schreibt die Pressestelle in einer Stellungnahme. Dort heißt es auch: „Allen Arbeitern steht es frei, in eine Gewerkschaft einzutreten. Die kürzlichen Entlassungen hatten damit nichts zu tun.“ Baslama hält dagegen. „Nur ausgewählte Leute durften mit den Inspektoren spre-



FOTOS: NICOLE GRAAF

sparen, wurde die Klimaanlage ausgeschaltet.“ Staub und Fasern der verarbeiteten Garne bildeten eine zentimeterdicke Schicht auf dem Boden. „Ich möchte nicht wissen, was ich da alles eingeatmet habe“, sagt Baslama.

Nach außen gibt sich Intem freundlich und modern. Die Glasfassade des Firmengebäudes glänzt blau wie der Bosphorus in der Sonne. Es liegt im Stadtteil Bağcılar im Nordwesten von Istanbul. Hier dominieren Gewerbeflächen eingerahmt von Schnellstraßen. Zahlreiche Textilproduzenten haben hier ihren Sitz. Intem gehört zu den großen unter ihnen. In der Vergangenheit hat die

chen“, sagt er. Vor Kontrollen werde sauber gemacht. Und offiziell wurde er entlassen, weil er angeblich seine Arbeit vernachlässigt habe.

Die „Internationale Kampagne für saubere Kleidung“, die sich für Arbeiterrechte in der Bekleidungsindustrie einsetzt, sieht das größte Problem im Preisdruck der Abnehmer. „Mit ihrer Einkaufsmacht verlangen sie so niedrige Preise, dass die Produzenten überall sparen müssen“, sagt Bettina Musiolek, Türkei-Expertin der Organisation. Den Preisdruck spürt auch Yunus Okçuoğlu. Der 40-Jährige ist Mitinhaber des türkisch-deutschen Kleidungsherstellers BAF und

Yunus Okçuoğlu, Mitinhaber von BAF Tekstil, zeigt eine Hose aus der eigenen Kollektion. Die Firma beliefert deutsche Handelsketten.

Nähen im Akkord. Immer derselbe Handgriff, einmal pro Minute



dort zuständig für die Produktion. „Heute kostet eine Hose genauso viel wie vor zehn Jahren“, sagt er. „Aber die Löhne und die Kosten für Energie sind stark gestiegen.“ Okçuoğlu ist leger gekleidet mit Karohemd zu Jeans und spricht mit einem breiten rheinischen Einschlag. Er ist in Köln aufgewachsen und 1997 in seine Geburtsstadt Istanbul zurückgekehrt. Seine Firma fertigt Damenhosen für zahlreiche deutsche Handelsketten, darunter C&A, Kaufhof, Karstadt und Bonita. Im Konferenzzimmer, das gleichzeitig als Showroom dient, hängt die aktuelle Kollektion, farblich sortiert auf Kleiderständern: schwarz, weiß, lila, pink; mit Nieten oder Stickereien, mit Blumenprint oder uni; klassische Blue Jeans, oder in den Trendfarben des Sommers: mintgrün und lachsfarben.

„Bitte nicht fotografieren“

Viele türkische Textilunternehmen klagen, dass sie mit der Billigkonkurrenz aus Fernost nicht mehr mithalten können. 2005 wurden die Importquoten für Textilien in die EU aufgehoben. Seitdem haben Produzenten aus Pakistan, Bangladesch oder Indien ungehinderten Zugang zum Markt. Aus Kostengründen hat BAF selbst einen Teil seiner Produktion nach Vietnam verlegt. Okçuoğlu findet, der Wettbewerb verläuft nicht fair: „In der Türkei fragen die Abnehmer sehr viel nach Standards. Aber in China wird das nicht so streng ausgelegt.“

Auch bei BAF habe es vor einigen Jahren Ärger gegeben, weil sich Arbeiter organisieren wollten, sagt Asalettin Arslanoğlu, Chef der Textilgewerkschaft Teksif. Er erzählt von einer heftigen Diskussion mit Okçuoğlu: „Er hat gedroht, die Produktion ganz nach Vietnam zu verlegen, wenn wir keine Ruhe geben“, sagt der Gewerkschaftschef. Okçuoğlu bestreitet das: „Wir haben nichts gegen Gewerkschaften. Wir haben Verträge mit unseren Kunden unterschrieben, dass wir uns nicht gegen Arbeiterorganisationen wehren dürfen. Und wir halten uns an solche Verträge.“ BAF hat sein Werk damals tatsächlich geschlossen. Aber das habe andere Gründe gehabt, sagt Okçuoğlu: „Es war nicht produktiv und der Mietvertrag für das Gebäude lief aus.“ Seitdem lässt die Firma bei Subunternehmern fertigen. „Wir sind kein klassischer Produzent. Das können andere besser als wir“, sagt Okçuoğlu und schiebt noch einen Satz hinterher: „Man muss auch mit der Mentalität der Arbeiter umgehen können. Das ist nicht unser Ding.“

Immerhin gehört BAF zu den ganz wenigen in der Branche, die Journalisten empfangen und sogar einen Besuch bei ihren Produzenten erlauben. Die meisten Firmen reagieren auf derartige Anfragen gar nicht, oder mit einer Absage. In der Türkei lässt BAF noch etwa die Hälfte seiner Ware fertigen, unter anderem bei Gülen Tekstil in der südtürkischen Hafenstadt Izmir. Die Firma sitzt in einem Gewerbegebiet auf einem Hügel über der Stadt. In den Werksräumen türmen sich schwarze, weiße und bei-

gefarbene Hosen. In einem langen Werkraum sitzen rund 30 Mitarbeiter hintereinander aufgereiht an Nähmaschinen. Sie führen die Bewegungen im Stakkato aus: zwei Stücke aufeinander gelegt, einmal drüber genäht, zur Seite damit und die nächsten Teile unter die Nadel. Etwa 60 bis 70 Arbeitsschritte schafft jeder pro Stunde. Die Werkräume sind sauber, haben Fenster und die Notausgänge sind frei. Doch sie werden videoüberwacht, so dass der Chef jeden Handgriff auf seinem Computermonitor beobachten kann. Außerdem sehen einige der Arbeiter sehr jung aus. „Die bitte nicht fotografieren“, sagt der Produktionsleiter beim Rundgang, auch wenn er behauptet, sie erfüllten das gesetzliche Mindestalter von 16 Jahren.

Der Inhaber der Firma, Halit Yaşar, klagt ebenfalls über die Konkurrenz aus Fernost. „Die Aufträge sind zurückgegangen. Bei uns werden nur noch kleine Mengen bestellt.“ Die Masse ordern seine Abnehmer in Asien, sagt er. Eigentlich wären ein paar neue Maschinen nötig. Doch Yaşar traut sich nicht zu investieren. „Die Zukunft ist zu ungewiss.“ Der 43-Jährige ist ein Fabrikant von der Sorte gutmütiger Patriarch. Er hat ein rundes Gesicht und ein verschmitztes Lächeln und lässt sich nicht aus der Ruhe bringen. Er ist gelernter Schneider wie sein Vater, hat selbst als Arbeiter in einer kleinen Firma angefangen und sich hochgearbeitet. Vor rund 20 Jahren hat er sein Unternehmen gegründet. Doch auch er will von Gewerkschaften nichts wissen: „Die bekommen nie genug. Wenn man eine Forderung erfüllt, kommen sie gleich mit der nächsten.“

Yusuf Baslama will sich jedenfalls nicht so leicht abspesen lassen und seinen Job bei Intem einklagen. „Ich möchte weiterarbeiten, aber zu vernünftigen Bedingungen“, sagt er. Seine Gewerkschaft Teksif hat ihm geraten, vor Gericht zu gehen, um einen Präzedenzfall zu schaffen. „Es geht nicht nur um mich“, sagt Baslama mit Blick auf die anderen Gewerkschaftsmitglieder, denen Entlassung droht.

Es kursieren schwarze Listen

Nun sitzt Baslama erst einmal zu Hause. Er wohnt in einem neuen Viertel am westlichen Rand von Istanbul, wo die Mieten noch günstig sind. Viele Gebäude stehen erst im Rohbau. Die Wohnung der Familie ist einfach eingerichtet, drei Zimmer, Küche, Bad. Keine Heizung. Die drei Kinder schlafen im Wohnzimmer, wo ein kleiner Gasofen für Wärme sorgt. Wenn Baslama nicht bald eine neue Stelle findet, wird das Geld knapp. Seine Frau Nuriye, eine herzliche, rundliche Frau Anfang 30, serviert Tee in kleinen bauchigen Gläsern. Sie hat ihrem Mann Vorhaltungen gemacht, erzählt sie: „Warum bist du nur in die Gewerkschaft gegangen“, habe ich gesagt. „Sonst hättest du deinen Job jetzt noch.“ Bevor Baslama gekündigt wurde, schickte Intem ihm eine Abmahnung nach Hause – ein beliebte Methode unter Arbeitgebern; mithilfe der besorgten Ange-



„Für Investitionen ist die Zukunft zu ungewiss“: Halit Yaşar, Chef von Gülen Tekstil

Türkische Textilarbeiter verdienen mindestens 400 Euro brutto im Monat. In Asien betragen die Löhne einen Bruchteil davon.

hörigen versuchen sie Druck auszuüben. Etwas Neues zu finden wird nicht so einfach, glaubt Baslama: „Die Manager fragen, wo man vorher gearbeitet hat und erkundigen sich dann dort.“ Ein Gewerkschaftsmitglied stellt fast niemand ein. Es kursierten schwarze Listen. Baslama will daher zunächst bei einer kleineren Firma anheuern – einer von denen, die gar keine Regeln einhält, aber auch keine Fragen stellt.

Auf lange Sicht aber möchte er sich selbstständig machen. Gemeinsam mit seinem Bruder hat er eine Strickmaschine gekauft. Sobald sie abbezahlt ist, plant er, als Zulieferer für größere Hersteller zu produzieren. Wenn es gut läuft und Baslama selbst einmal Angestellte hat, will er

es besser machen, als er es erlebt hat. „Ich werde die Rechte meiner Arbeiter auf jeden Fall respektieren.“



Weitere Geschichten von Nicole Graaf

Scannen Sie den nebenstehenden QR-Code mit Ihrem Mobiltelefon

170 Kilometer rückwärts

Özgür Gürbüz kämpft gegen den Bau des ersten türkischen Kernkraftwerks.

Bei einem Çay erzählt er von deutschen Einflüssen auf die türkische Umweltbewegung, türkischer Protestkultur und ungewöhnlichen Maßnahmen.

V o n
F e l i x A u s t e n

Herr Gürbüz, in der Türkei gibt es kein Atomkraftwerk. Warum protestieren Sie trotzdem gegen Kernenergie?

Im Süden der Türkei, in der Nähe von Mersin, soll ein Atomkraftwerk gebaut werden. Das ist schon seit den Siebzigern geplant. 2000 wurde das Projekt abgebrochen, die AKP nahm es 2004 wieder auf, und bis 2020 soll es fertig sein. Aber das werden sie natürlich nicht schaffen, wir werden sie aufhalten.

„Wir“, das ist die Anti-Kernkraft-Plattform, für die Sie arbeiten. Wer ist das, was machen Sie?

Die Plattform ist ein Bündnis von über 100 Einzelpersonen, Parteien und Nichtregierungsorganisationen, die sich gegen Atomkraft und Atomwaffen in der Türkei wendet. Wir veröffentlichen Pressemitteilungen und organisieren Protestmärsche. Ich bin für die Öffentlichkeitsarbeit zuständig, Twitter, Facebook und die Homepage. Das ganze Bündnis arbeitet ehrenamtlich.

Wie steht die türkische Gesellschaft zur Atomkraft?

Bei Umfragen sprechen sich fast siebzig Prozent der Türken gegen Atomkraft aus. Das Problem ist, dass die Leute Umweltprobleme nicht mit Politik verbinden und trotzdem die AKP wählen, die Kernkraftwerke bauen will. Auf Demonstrationen kommen

oft nicht viele Menschen. Sie wissen nicht, wie sie ihren Unmut zeigen sollen.

Deutschland ist die Wiege des Protests gegen Atomkraft. Dient es als Vorbild?

Natürlich hat Deutschland einen großen Einfluss. Deutschland und die Türkei haben zum Beispiel ähnliche Voraussetzungen, was die Ressourcen angeht. Mit Greenpeace, wo ich früher gearbeitet habe, haben wir uns für ein Energieeinspeisegesetz nach deutschem Vorbild eingesetzt, das inzwischen in der Türkei gilt. Gewisse Dynamiken sind unterschiedlich: In Deutschland muss sogar die CDU auf die Demonstrationen hören, in der Türkei müssen sie überhaupt nicht reagieren, obwohl 70 Prozent gegen Atomkraft sind. Viele Türken haben eine Verbindung nach Deutschland, und auf Freunde hört man hier gerne.

Sie arbeiten für die Atom-Plattform, sind Mitbegründer der grünen Partei in der Türkei, haben bei Greenpeace gearbeitet, und schreiben als Journalist über Umweltthemen. Woher kommt die Passion?

Als ich 14 war passierte die Tschernobyl-Katastrophe. Die radioaktive Wolke verseuchte auch den Tee an der Schwarzmeerküste. Meine Mutter rannte von Laden zu Laden um teuren, nicht verseuchten Tee aus Thailand oder Indien zu kaufen. Da wurde mir



zum ersten Mal das Thema Umweltschutz bewusst. Später hatte mein älterer Bruder großen Einfluss auf mich, er war Anarchist. Zusammen machten wir eine Straßenzeitung. Als die Leute mir Fragen stellten, habe ich gedacht: Ich muss mehr darüber wissen, um ihnen antworten zu können. Meine größte Protestaktion habe ich 1995 gemacht: Ich bin 170 Kilometer rückwärts von Mersin nach Akkuyu gelaufen, dem geplanten Standort des Kernkraftwerks. Ich wollte damit zeigen, dass Atomkraft ein Rückschritt ist. Auf dem Weg habe ich bestimmt mit tausenden Menschen darüber geredet. Das war die beste Zeit meines Lebens.



Weitere Geschichten von Felix Austen
Scannen Sie den nebenstehenden QR-Code mit Ihrem Mobiltelefon

*Bevorzugt die Kraft der Sonne:
Özgür Gürbüz*





FOTOS: PRIVAT, FRIEDRIKE MAYER



Eine Bombe? Ein Wörterbuch!

V o n

F r i e d e r i k e M a y e r

Der Tag, an dem aus Hüseyin Deniz ein Terrorist wird, ist ein Dienstag. Es ist der 20. Dezember 2011, um 5 Uhr morgens, als es an die Tür der Familie Deniz hämmert. Hüseyins Schwester Dilsah öffnet die Tür. Sie kommen zu acht, ihn zu holen, die Staatsmacht drängt sich in die kleine Wohnung in einer ruhigen Istanbul Wohngegend. Dilsah Deniz weckt ihren Bruder und glaubt, dass es sich um eine Verwechslung handelt.

Şok: Shock: Helciniğin, Velîsk

Bis zu diesem Tag war Deniz, 47, Journalist. Er arbeitete als Korrespondent für die türkische Zeitung „Evrensel“ in Deutschland, in Istanbul ist er nur zu Besuch. Seiner Alzheimerkranken Mutter geht es schlecht, er ahnt, dass sie nicht mehr lange zu leben hat. Während die Polizei die Wohnung auf den Kopf stellt, schläft die Mutter und bekommt nicht mit, wie sie Schränke und Schubladen durchwühlen und schließlich ihren Sohn als Terroristen abführen. Die Polizisten nehmen 150 CDs, mehrere Speicherkarten und vier Computer der Familie mit. Auch den von Dilsah, die gerade an ihrer Doktorarbeit schreibt. Der Vorwurf: Hüseyin sei Mitglied der KCK, einer Unterorganisation der verbotenen Arbeiterpartei PKK.

Zu diesem Zeitpunkt wissen Hüseyin und seine Schwester noch nicht, dass er nicht der einzige ist, der an

Hüseyin Deniz ist seit zwanzig Jahren Journalist. Doch dann wird der Berlin-Korrespondent der türkischen Zeitung „Evrensel“ im Urlaub bei seiner Familie verhaftet. Seitdem sitzt er in Untersuchungshaft, für den Staat ist er ein Terrorist.

diesem Tag verhaftet wird. Mit ihm werden 43 weitere Journalisten in der ganzen Türkei festgenommen. Die Anti-Terrorgesetze erlauben es dem Staat, Kritiker unter dem Vorwand der Unterstützung „terroristischer Gruppen“ zu inhaftieren. Vielen Journalisten wurde allein zum Verhängnis, dass sie PKK-Mitglieder interviewten. Oder weil sie in Artikeln über den inhaftierten Chef der PKK, Abdullah Öcalan, die Höflichkeitsfloskel „sahin“, Herr, vor seinen Namen schrieben.

Şanssız: Unlucky: Bedbext, Bêbext, Beşens

Die Anklage gegen Deniz wird mit Artikel 314 des Strafgesetzes begründet; Mitgliedschaft in einer bewaffneten Organisation. Dazu kommt Artikel 5 des Anti-Terrorgesetzes: Propaganda für eine terroristische Organisation. Ihm drohen 15 Jahre Haft. Die Anklage gegen ihn beruht auf einer geheimen Zeugenaussage und drei Stempeln in seinem Reisepass.

Deniz arbeitet seit Jah-

ren an einem kurdischen Wirtschafts-Wörterbuch und reiste zu Recherchen drei Mal in die von Kurden bewohnten Gebiete, auch in den Irak und den Iran. Der Staatsanwalt wirft ihm dagegen vor, er habe an geheimen Treffen der PKK in den Kandil-Bergen im Nordirak teilgenommen. Dabei entlasten ihn Zeugen, und Fotos belegen, dass er zum Zeitpunkt der PKK-Treffen längst wieder in Berlin war.

Das Anti-Terrorgesetz der Türkei stammt aus den neunziger Jahren, als die Auseinandersetzung zwischen Kurden und türkischer Armee ihren Höhepunkt hatte; unter der Regierung Erdoğan wurde es nochmals ausgeweitet. Es erlaubt dem Staat sich



Hüseyins Schwester kümmert sich um ihren Bruder im Gefängnis und kommt zu jeder Gerichtsverhandlung

seiner unbequemen Kritiker bequem zu entledigen, sie abzuschieben in Gefängnisse, wo sie oft Monate oder Jahre auf ihr Verfahren warten müssen. 2012 nennt die Organisation „Reporter ohne Grenzen“ die Türkei das „größte Gefängnis für Journalisten“, zeitweise sind mehr als hundert inhaftiert, mehr als in jedem anderen Land der Welt. In den letzten Jahren sank die Türkei bei der weltweiten Rangliste der Pressefreiheit auf Platz 154 – von insgesamt 179.

„Das ist kein Fall für die Justiz“ sagt Hüseyins Anwältin Nazan Yaman, „von Anfang an haben wir beweisen können, dass die Vorwürfe gegen ihn nicht wahr sind“, sagt sie. Yaman ist eine untersetzte, energische Frau. Immer muss auch sie damit rechnen, verhaftet zu werden.

Fahiş: Excessive, Exorbitant, Unreasonable: Giranfiroşî, Jipivanê der, pir zêde

Die sogenannte KCK-Operation begann im April 2009. Damals gewann die kurdische Partei bei den Kommunalwahlen in den kurdischen Gebieten haushoch und verdrängte die AKP von Regierungschef Erdoğan. Kurz darauf begannen die Verhaftungen. „Zuerst waren es Politiker, dann Anwälte, dann Professoren und Studenten, dann die Journalisten“, sagt Fatih Polat, Chefredakteur von Deniz' Zeitung „Evrensel“.

Deniz wurde Mitte der sechziger Jahre als jüngstes von sechs Kindern in Dersim geboren. Die Stadt gilt als liberal, kurdisch und links. Heute heißt sie Tunceli, und erst langsam darf offiziell an das Massaker von Dersim erinnert werden, an die Jahre 1937 und 1938, als zehntausende Kurden von der türkischen Armee getötet wurden. „Dersim“ sagt Dilsah „ist eine Stadt, in der die Kriminalität niedrig ist, doch die Zahl der politischen Verbrechen hoch.“ Sie kann die Geschichte ihres Bruders erzählen, denn es ist auch ihre eigene.

Şahsi mal(lar): Personal assets, Personalty: Arizî

Der Vater, ein Tischler, stirbt früh, die Mutter ist Hausfrau und gibt ihren Kindern das mit, was sie selbst am meisten vermisste: Bildung. Deniz studiert erst Bauwesen, spä-

OCCUPYGEZI UND DIE TÜRKISCHEN MEDIEN

Der Beginn der Proteste in Istanbul wurde von den großen Medienkonzernen auffallend ignoriert. Während der Auseinandersetzungen am Taksim-Platz sendeten die Fernsehkanäle eine Dokumentation über Pinguine und Quizshows. Diese Zurückhaltung hat einen guten Grund: Obwohl es in der Türkei eine sehr breite Medienlandschaft gibt, darunter auch viele linke und alternative Medien, sind die großen Medienkonzerne in der Hand von Geschäftsleuten. Deren ökonomische Interessen verhindern oftmals eine kritische Berichterstattung.

Die Protestbewegung hat sich hauptsächlich über soziale Netzwerke wie Twitter organisiert. Am 4. Juni wurden mindestens 34 Twitter-Nutzer in Izmir verhaftet, die Nachrichten über Treffpunkte oder den Einsatz von Tränengas sendeten. „Es gibt etwas, was sich Twitter nennt – eine Plage. Die größten Lügen sind hier zu finden“, sagte Premierminister Erdoğan in einer Fernsehsendung. Für ihn seien die sozialen Medien „die schlimmste Bedrohung von Gesellschaften“. Seit Beginn der Proteste wurden nach Informationen von „Reporter ohne

Grenzen“ 14 Journalisten verletzt, mehrere von ihnen schwer. Mehrere Journalisten gaben an, dass sie trotz ihres Presseausweises gezielt angegriffen wurden, Fotos und Videos abgeben mussten und zeitweise festgehalten wurden.

Am 17. Juni kündigte der türkische Innenminister Muammer Güler an, „falsche oder provokative“ Informationen in sozialen Netzwerken bekämpfen zu wollen. Einen Tag später wurden zahlreiche Wohnungen und Redaktionsräume durchsucht, und insgesamt 85 Personen in Istanbul und Ankara festgenommen. Die Festnahmen sind offiziell Teil einer Operation gegen Terrorismus, gleichzeitig werden die Personen auch verdächtigt, öffentliches Eigentum zerstört zu haben und zu Gewalt gegen die Polizei während der Gezi-Proteste aufgerufen zu haben. Die türkische Journalistengewerkschaft berichtet anhaltenden Übergriffen gegen einzelne Journalisten und hohen Geldstrafen, die gegen mehrere Radio- und TV-Kanäle verhängt wurden, die über die Proteste berichteten.

ter Ökonomie, hatte einen sicheren, gutbezahlten Job, den er dann aufgibt: Er entscheidet sich, Journalist zu werden. „Er wollte es unbedingt“, sagt Dilsah Deniz, „niemand würde in der Türkei sonst Journalist werden, es gibt kaum Geld, keine Sicherheit – ein gefährlicher Beruf.“

Hochsicherheitsgefängnis Kan-Dira, Provinz Koçeli.

Anderthalb Autostunden von Istanbul entfernt, dort, wo sich die Großstädter an der Schwarzmeerküste erholen, sitzt Deniz in Haft, Block F-Typ 1. Seine Zelle ist etwa 16 Quadratmeter groß, er teilt sie sich mit zwei anderen Journalisten. Deniz nutzt die endlosen Stunden in Gefangenschaft, liest und schreibt viel, arbeitet an einem Buch, darüber, wie nach



Demonstration für die inhaftierten Journalisten auf der Istanbuler Einkaufsstraße İstiklal. „Lasst die Geiseln frei“ steht auf dem Transparent. Die gefangenen Journalisten werden von der kurdischen Bewegung als Geiseln der Regierung gesehen.



FOTO: FRIEDERIKE MAYER

Der Gefängniskomplex Silivri: Neben den Wohnblocks der Wärter steht eine Moschee

dem Militärputsch 1980 Gewerkschafter und Linke verfolgt wurden. Er lernt auch weiter Deutsch, seine Berliner Freunde schicken ihm deutsche Bücher.

Fiyat: Price, Cost: Biha, Bedêl, Nirx

Bis zum ersten Prozesstermin im September 2012 vergeht ein Jahr. In diesem Jahr stirbt Deniz' Mutter ohne ihren Sohn noch einmal zu sehen. Um an ihrer Beerdigung teilzunehmen, hätte Hüseyin etwa 2500 Euro Kaution zahlen müssen – Geld, das die Familie nicht hat.

In der Zelle ist Hüseyin der älteste, „unser gesunder Menschenverstand“, sagt ein ehemaliger Zellengenosse, der beim letzten Prozesstermin entlassen wurde. Mit

Zuckerwürfeln und Brotstücken spielten sie Backgammon. Nur einmal im Monat dürfen sie andere Gefangene sehen, die meiste Zeit sind sie zu dritt. Doch über die Abflussrohre können sie mit anderen Zellen reden, manchmal spielen sie so Schach gegeneinander, „Springer auf F8“ rufen sie, und warten auf die Antwort aus dem Rohr. Über diese Rohre führte Deniz auch einmal ein Interview mit einem Mitgefangenen im Hungerstreik, und schickte es an seinen Chefredakteur.

In Berlin, wo Hüseyin seit 2009 lebte, organisieren seine Freunde eine deutsche Anwältin, kümmern sich um seine verwaiste Wohnung im Wedding und gründen eine Facebook-Seite. Auf einen Brief an das deutsche Konsulat in Istanbul erhalten sie eine ernüchternde Antwort: Man sehe die Entwicklung der Pressefreiheit mit Besorgnis,

doch leider könne man nichts tun, Hüseyin sei kein deutscher Staatsbürger.

Vadeli işlemler: Future delivery: Kirariyên biwade

22. März 2013, Hüseyin ist seit 488 Tagen in Haft. Nach den ersten Verhandlungen in Istanbul wurde der Prozess nach Silivri verlegt, rund 80 Kilometer westlich von Istanbul. Hier ist das Interesse der Medien geringer als in der Metropole und der Weg für die Angehörigen weiter. Bei Silivri ist das größte Gefängnis Europas, über 10.000 Menschen sind hier inhaftiert, eine Kleinstadt schon fast. Neben stacheldrahtbewehrten Mauern stehen die Wohnblocks der Wärter, daneben eine Moschee, vor der Kinder spielen. Es ist früh am Morgen, ein kleiner, schäbiger Raum. Viele Angehörige und Freunde sind gekommen, lassen die Sicherheitskontrollen am Eingang über sich ergehen und nehmen auf den engen Zuschauerreihen Platz. Die Atmosphäre ist fast familiär, man kennt sich. Von den 46 Beschuldigten sitzen noch 26 im Gefängnis, die anderen wurden unter Auflagen aus der Untersuchungshaft entlassen. Es ist bereits der vierte Prozesstermin, die 800 Seiten lange Anklageschrift ist noch immer nicht verlesen. Doch heute werden es die letzten Seiten sein und eine vorsichtige Erwartung kauert im Gerichtssaal. Alles ist möglich, vielleicht soll ein Zeichen gesetzt werden, vielleicht kommen diesmal alle frei. Dilsah Deniz traut sich nicht zu hoffen. Und tut es doch.

Der Raum ist mit einer Metallabsperrung durchtrennt, auf der einen Seite die Zuschauertribüne, auf der anderen Richter und Staatsanwälte. Als sich eine kleine Seitentür neben dem Richterpult öffnet und die Angeklagten den Raum betreten, geht eine Welle durch die Wartenden. Mütter und Väter, Geschwister und Freunde drängen sich an der Absperrung, rufen und winken. Als Hüseyin seine Schwester sieht, hebt er kurz seinen Arm und lächelt. Mehr brauchen sie nicht, sie können im Gesicht des anderen lesen. Dann beginnt der Prozess; „Çok seviyorum!“ – ich liebe dich sehr! – ruft eine junge Frau, bevor sich alle setzen.

Für die Verlesung der Anklage hat das Gericht eine Sprecherin des staatlichen Fernsehkanals TRT engagiert. Die blondierte Frau hat ihre Sonnenbrille ins Haar geschoben und liest professionell, was die Ermittler in abgehörten Telefongespräche emsig notierten: „Die Klimaanlage in den neuen Redaktionsräumen funktioniert immer noch nicht“, Gespräche über Busabfahrtszeiten, „vielleicht soll-

ten wir lieber in Ankara drucken lassen.“ Jedes „äh“ und jedes „hmm“ wird vorgelesen. Währenddessen hängt der Richter auf seinem Stuhl wie in einem Fernsehsessel und blättert lustlos in Papieren. Auch die Staatsanwälte schenken der melodiosen Stimme der TRT-Sprecherin kaum Aufmerksamkeit.

DIE KCK-VERFAHREN

Die KCK („Koma Civakên Kurdistan“), die „Union der Gemeinschaften Kurdistans“, ist eine Untergrundorganisation, die oft als „Stadtorganisation“ der PKK bezeichnet wird. Ihr Ziel ist die Umsetzung der Idee eines „Demokratischen Konföderalismus“, den Abdullah Öcalan 2005 in seinen Verteidigungsschriften formulierte. Mitglieder in der auch als „Dachorganisation“ der PKK bezeichneten KCK sind sowohl illegale wie auch legale Organisationen und Gruppierungen. Die KCK-Gerichtungsverfahren richten sich gegen einen großen Teil der kurdischen Zivilgesellschaft, unter anderem auch gegen die Anwälte von Öcalan. Den angeklagten Journalisten wird vorgeworfen, Mitglieder des KCK-Pressekomitees zu sein und ihren Beruf als Tarnung für KCK-Propaganda zu nutzen. Insgesamt sind tausende Menschen

angeklagt, genaue Zahlen sind schwierig zu nennen. Lokman Turgut vom kurdischen Institut in Erfurt geht von 2000 bis 2500 Menschen aus, die als Mitglieder der KCK angeklagt sind. Von kurdischer Seite werden oft Zahlen von 10.000 bis 15.000 Menschen genannt, da auch die Personen, die unter dem Anti-Terrorgesetz angeklagt sind, mitgezählt werden.

Am späten Nachmittag ist die letzte Seite der Anklageschrift verlesen. Vier Tage später werden zwei der angeklagten Journalisten freigelassen. Deniz ist nicht dabei. Der Prozess wird in zwei Monaten fortgesetzt.

Die Zwischenüberschriften im Text stammen aus dem ökonomischen Wörterbuch „Ferhenga Aboriyê“ von Hüseyin Deniz. Die Rechercheisen, die er unter anderem dafür unternommen hat, werden als Beweise für die Anklage gesehen.



Weitere Geschichten
von Friederike Mayer
Scannen Sie den nebenstehenden
QR-Code mit Ihrem Mobiltelefon

Von
Ariana Zustra

Von der Dachterrasse der Bar Teras 6 liegt dem Betrachter das nächtliche Istanbul zu Füßen. Lichter unter dem Nachthimmel lassen die Stadt bunt leuchten. Rund fünfzig Gäste essen zu Abend, während der Politikwissenschaftler Gürsel Dönmez, Beauftrag-

Die dritte Identität

ter für Ausländer in Deutschland, einen Vortrag hält. Immer wieder lacht jemand laut auf, nickt bestätigend. Mit Wortwitzen gespickt erzählt Dönmez Anekdoten aus dem Alltag eines Deutschtürken in der Türkei. „Der ‘turkish way of business’ ist, wenn der Elektriker die Deckenlampe mit einer Schraube weniger befestigt, sie aber trotzdem jahrelang hält“, sagt Arda Sürel und lacht. Sürel ist Unternehmensberater aus Mülheim an der Ruhr. Er sitzt auf einem Barhocker und hört dem Vortrag amüsiert zu. „Anfangs, als ich nach Istanbul zog, schrie der Preuße in mir in solchen Situationen noch auf. Jetzt denke ich mir: Was soll’s? Läuft doch.“ Ab und zu meldet sich einer der Gäste und bittet Dönmez um einen Tipp: Etwa, wie man trotz deutschem Pass einen Kredit erhält oder einen Handy-Vertrag abschließen kann. Ein besonderer Abend: Der monatliche Stammtisch der Rückwanderer. Die Unternehmerin Çiğdem Akkaya gründete ihn 2005. Beim ersten Treffen waren es zwölf Leute, nun zählt allein die Facebook-Gruppe über 1600 Mitglieder, Tendenz steigend.

Seit 2005 wandern mehr Menschen aus Deutschland in die Türkei aus als von dort nach Deutschland. Sie genießen in der Türkei dank ihrer

deutschen Hochschulbildung einen hohen Status. Doch vor allem verspricht die wachsende Wirtschaft der Türkei ihnen mehr beruflichen Erfolg als hierzulande. Denn nach einer OECD-Studie von 2007 beträgt die Arbeitslosenquote bei Akademikern mit Migrationshintergrund in Deutschland 12,5 Prozent, bei Akademikern ohne Migrationshintergrund dagegen nur 4,4 Prozent. „In Berlin war ich arbeitslos. Als ein gutes Jobangebot aus Istanbul kam, bin ich gegangen“, sagt die Soziologin Alev Karataş, die seit zehn Jahren in Istanbul lebt.

Laut der TASD-Studie (Türkische Akademiker und Studierende in Deutschland) des Futureorg-Instituts von 2008 wollten 38 Prozent der 250 befragten Hochqualifizierten auswandern, wovon 42 Prozent ein mangelndes Heimatgefühl mit Deutsch-

landangaben. Die meisten wandern aus, weil sie ihren Job verloren haben oder sich diskriminiert fühlen. Kamuran Sezer, Sozialwissenschaftler und Leiter der Studie, empfiehlt jedoch, dieses Ergebnis mit Vorsicht zu genießen: „Diskriminierung ist eine höchst subjektive Erfahrung. Dieselbe Situation wird ein Deutschtürke X als Diskriminierung werten, ein Deutschtürke Y jedoch als Herausforderung, je nach Sozialisation und Charakter. Eine so schwerwiegende Entscheidung wie Abwanderung hat selten nur eine Ursache, dazu ist das soziale Netz, in das ein Mensch eingeflochten ist, zu vielschichtig.“

Persönliche Erlebnisse, etwa Enttäuschungen in der Liebe oder im Job, entscheiden ebenso wie strukturelle, also die wirtschaftliche und soziale Lage in Deutschland. Sind ratio-



nale Beweggründe abgehakt, gesellen sich emotionale dazu: Viele sehnen sich nach dem Gefühl, endlich dazuzugehören. So wie Arda Sürel. Er kehrte zurück, weil er seit seiner Kindheit eine Sehnsucht nach einem Land spürte, das er zwar nicht richtig kannte, von dem er sich aber erhoffte, dass es die Heimat sei.

Aus- bzw. Rückwanderer sollten jedoch nicht der Illusion erliegen, die Türkei des Sommerurlaubs oder der Kindheitserinnerungen vorzufinden. In der Türkei herrschen andere Gewohnheiten und Gesetze, deshalb sind manche Neuankömmlinge in Alltagssituationen irritiert: Das kann ein Missverständnis mit der Kollegin über die beste Arbeitsweise sein, eine Meinungsverschiedenheit mit einem Freund über Wertvorstellungen oder schlicht langwierige Behördengänge. Außerdem wird so mancher Aus- bzw. Rückwanderer ein altbekanntes Gefühl auch in der neuen Heimat nicht los: Ich bin anders. „Rückwanderer, die in Deutschland sozialisiert wurden, müssen in der Türkei natürlich auch eine Integrationsleistung erbringen“, sagt Sezer. Wie integriert ein Mensch ist, hat laut dem 2004 gestorbenen Soziologen Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny allerdings weniger damit zu tun, wie er sich selbst fühlt, sondern vielmehr damit, wie ihn sein Umfeld bewertet. In Deutschland zählt ein Deutschtürke zwar faktisch zu den Inländern, wird aber als fremd wahrgenommen, in der Türkei gilt er als Ausländer, ist aber willkommen. „In der Türkei werden wir wegen unserer Herkunft nicht diskriminiert oder problematisiert“, sagt Alev Karataş. Im Gegenteil: In der Türkei wird die Doppelkultur der *Almanıcı*, also der „Deutschländer“, geschätzt.

Doch trotz der Akzeptanz leben Rückkehrer meist in einer Nische, die wenig mit der Realität der meisten Türken zu tun hat: Sie arbeiten häufig für eine deutsche Firma, lesen den „Spiegel“, gucken RTL, skypen mit Freunden in Köln oder Stuttgart und lassen sich von Besuch aus Deutsch-

land Gummibärchen mitbringen. „Die türkische Community in Deutschland hat eine dritte Identität entwickelt, die weder ganz türkisch, noch ganz deutsch ist“, sagt Kamuran Sezer. Viele Mitglieder des Rückwanderer-Stammtischs sagen: Ich fühle mich deutsch und türkisch zugleich. „Wenn wir Deutschtürken A sagen, verstehen wir untereinander auch A. Das ist der Unterschied zu Türken aus der Türkei. Wenn wir A sagen, verstehen sie manchmal auch B“, sagt Çiğdem Akkaya.

Das Gefühl, endlich dazuzugehören, kann da manchmal ausbleiben. Doch eine stimmige Identität muss nicht notwendigerweise an ein Land gebunden sein. So wie bei Alev Karataş, die sagt: Meine Heimat sind meine Freunde und meine Arbeit. Der Ethnologe Martin Sökefeld ermuntert, sich von der Vorstellung zu lösen, Kultur sei eine nach innen homogene und nach außen abgeschlossene Einheit, der man beitreten kann wie etwa einem Kegelklub. Da sie von Menschen gemacht ist, kann sie auch von ihnen umgewandelt werden. Wer sich dies bewusst macht, schafft sich sein eigenes Heimatgefühl – egal, in welchem Land.

Welche Geschichten verbergen sich hinter diesen Zahlen und Theorien? Drei Beispiele.



„Ich wuchs mit der Sehnsucht der Eltern auf“

Deniz Ova ist hochqualifiziert, motiviert, attraktiv. In Deutschland war sie ein strahlendes Beispiel für gelungene Integration. Doch dann entschied sich die Kulturschaffende auszuwandern: Weil sie es kann.

Im Jugendstilbau blinken die Kronleuchter, schimmert der Marmorboden, glänzt das Treppengeländer wie in einem Wiener Kaffeehaus. Doch Deniz Ova überstrahlt alles. „Wir können doch Du sagen!“ Sie lädt auf eine spontane Führung durch die Räume des Istanbul Kültür Sanat Vakfı (IKSV) ein, der Kulturstiftung für Kunst, Musik, Tanz, Theater. Hier

ist ihr Arbeitsplatz, seit Ova 2007 nach Istanbul gezogen ist. Auf dem Weg zu ihrem Büro plänkelt Ova mit einem Besucher im Aufzug, plaudert mit einer Kollegin und schenkt den Barmännern des Restaurants mit Dachterrasse ein Lächeln. Nebenbei informiert sie über Skulpturen und Gemälde von zeitgenössischen türkischen Künstlern. „Dieses Kunstwerk hat uns Fusun Onur geliehen, eine sehr renommierte Künstlerin. Sie ist eine liebe alte Dame“, schwärmt sie.

Deniz Ova, 34, geboren und aufgewachsen in Esslingen, studierte in Stuttgart Politik und Linguistik. Während einer Hospitanz bei einem deutsch-türkischen Kunstfestival in Stuttgart wurde sie vom Fleck weg von der IKSV engagiert. Sie zögerte nicht, das Land zu verlassen. „Ich wuchs mit der Sehnsucht der Eltern auf. Irgendwann denkt man auch: Ach, es wär' so schön in der Türkei!“ Sie wollte ausprobieren, ob sie ein richtiges Leben in Istanbul schafft. Bei der Bezeichnung „Rückwanderer“ runzelt sie die Stirn. Sie sei Deutsche, und deswegen sei sie Auswanderin.

Deniz Ovas Lebenslauf ist untypisch für ein Gastarbeiterkind. Ihre Eltern waren modern, unreligiös, weltoffen, „nicht normal“, sagt sie. Sie besuchte die Waldorfschule, kam in der Welt herum, fand sich überall zurecht. Von der Sarrazin-Debatte fühlt sich eine wie sie nicht angesprochen. „Das fand ich – auf gut Deutsch – immer ätzend. Das hat mich auch nie interessiert. Weil ich einfach nur das, was ich gemacht habe, gut machen wollte.“

Ausländerfeindliche Bemerkungen nahm sie nie persönlich. „Wer sich integriert hat, hat es gemacht, und wer nicht, wird es jetzt auch nicht mehr machen.“ Doch auch sie, die perfekt integrierte, spürte erst in Istanbul, was es

bedeutet, wirklich angenommen zu sein. „Auch wenn ich mein Leben lang in Deutschland gelebt habe, fühlte ich mich dort manchmal, als würde ich nicht dahingehören. Dass man überhaupt als nicht-deutsch wahrgenommen wird, ist befremdlich.“ „Befremdlich“ findet Deniz Ova auch manches in Istanbul, dieses Wort benutzt sie oft. Zum Beispiel, wie langwierig es sein kann, seinen Stromanschluss anzumelden. Oder, dass Mitmenschen ihren Müll achtlos auf die Straße werfen. Und wie schnell Freundlichkeit in Aggressivität umschlagen kann. „Ich muss nicht laut sein, um mich durchzusetzen.“ Mancher würde in solchen Momenten beide Länder gegeneinander abwägen. Deniz Ova versucht, das Beste daraus zu ziehen. „Hier ist alles anders, und das ist okay. Wer ständig den Vergleich mit Deutschland zieht, erlebt einen Schock nach dem anderen.“

Ob sie sich deutsch oder türkisch fühlt, hängt von der Situation ab. Ihre „typisch deutsche“ Disziplin ist in der Istanbuler Arbeitswelt ein Vorteil: Schon Ende 2012 stieg sie zur Direktorin der Design Biennale auf, ein Event für alle gestalterischen Disziplinen von Architektur bis Modedesign. An die „typisch türkische“ Flexibilität und Spontanität hat sie sich mittlerweile angepasst. Nur manchmal vermisst sie Kleinigkeiten aus Deutschland: zum Pilates gehen, sich mit einem Buch in einen Park zurückziehen. Und Maultaschen, Bratwürste, deftiges Bier.

Auch Ovas Freund ist ein schwäbisch-türkischer Auswanderer. Wenn sie nicht arbeitet, hat sie sogar Zeit für ihn. Dann gucken sie deutsches Fernsehen in ihrer gemeinsamen Wohnung. Und schwäbeln. Vielleicht schlägt sie die Karriere in ein paar Jahren ins Ausland. Deutschland wäre eine Option. Ein, zwei Mal im Jahr ist sie zu Besuch. „Das ist wie nach Hause kommen. Und nach Istanbul zurückkommen dann auch.“

„Wie ein Türke tickt, willst du nicht wissen“



Dinçer Yusuf Gürsoy ist 18 Jahre alt, als seine Familie beschließt, in die Türkei zurückzukehren. Beim Militärdienst lernt er seine neue Heimat erst richtig kennen.

Noch zweihundertdreizehn Tage bis zur Freiheit, „wenn man heute nicht mitrechnet“. Dinçer Yusuf Gürsoy zählt, wann die fünfzehn Monate seines Militärdienstes in der

Dinçer Yusuf Gürsoy muss seinen Militärdienst in der Türkei leisten; links: Deniz Ova auf der Dachterrasse der Kulturstiftung IKSV in Şişhane

Türkei verstrichen sind. Dabei gehört er zu den wenigen Glücklichen, die Wachmänner des Topkapı-Palasts sein dürfen, dem ehemaligen Sultanpalast in der Altstadt. Verschwenderisch verzierte Tore, die in Gärten und Pavillons führen, vorbei an Schatzkammern, Badehäusern, dem Harem. Andere Soldaten wurden in das Grenzgebiet zu Syrien beordert. Wie es ihnen dort geht, weiß er nicht, sagt er zumindest. Das Gesicht des 22-jährigen ist noch jugendlich, die blonden Haare sind abrasiert, doch durch die Uniform und das mit scharfer Munition geladene Sturmgewehr wirkt er erwachsener. „Jandarma“ steht auf dem Aufnäher am Oberarm. Er ist der Mann für die Sicherheit.

Acht Stunden am Tag schiebt Gürsoy Wache vor den Pforten des Palastes. Er erinnert sich noch an das erste Mal: Wie die Stunden nicht verstreichen wollte, wie er danach auf seinem Hochbett zusammengebrochen ist. Sein Gewehr wiegt zweieinhalb Kilo, „nach einer Stunde sind das zwanzig Kilo.“ Doch das Schlimmste ist die Langweile. Wenn er mit einem Kameraden eingeteilt ist, den er nicht mag, überlegt er manchmal, nach Deutschland zurückzukehren, „aber nach einer halben Stunde ist das wieder vergessen.“ In solchen Momenten ruft er vom Münztelefon seine Mutter an. Seine Familie ist für ihn „das Wichtigste auf der ganzen Welt“. Er ist hergekommen, weil sie hergekommen ist, und er würde fortgehen, wenn sie fortgehen würde.

Dinçer Yusuf Gürsoy wuchs in Bingen am Rhein auf. Nach dem Hauptschulabschluss trägt er Zeitungen aus, arbeitet in einer Dönerbude. Seine Ausbildung im Supermarkt bricht er ab, als seine Eltern und seine fünf Geschwister 2008 in die Türkei zurückkehren. Sein Vater, Sohn eines Gastarbeiters, geboren und aufgewachsen in Deutschland, hatte keine Lust mehr, für alle immer nur „der Türke“ zu sein. Gürsoy hätte auch in Deutschland bleiben können, bis er 10.000 Euro gespart hätte, um sich vom türkischen Wehrdienst freizu-

kaufen. Aber er wollte nicht allein bleiben. Die Sippe zieht nach Trabzon, einer Hafenstadt am Schwarzen Meer. In den ersten Monaten fühlt sich Gürsoy wie im Urlaub. Doch nach und nach vermisst er seine Freunde, sein Auto, sein altes Zimmer. „Ich habe sehr schöne Sachen in Deutschland erlebt“, sagt er, als denke er dabei an ein Mädchen. In der Türkei hatte er bislang eine Freundin. „Das war nicht so stressig, sie hatte keinen Bruder.“ In einem Call-Center verhökert er Zeitungsabos nach Deutschland, bis er im Herbst 2012 zur Grundausbildung in Izmir antreten muss. Sechs Uhr aufstehen, 50 Liegestütze, „man rennt sich dumm und dämlich.“ Er lernt, wie er stehen muss, wie er sprechen muss, wie er nicht sprechen darf. Schon gar nicht mit Journalisten. Er tut es trotzdem, heimlich, an einem Seiteneingang des Topkapı. „Ich habe das alles geplant, die finden das nicht heraus.“

„Ich glaube, die haben mich im Krankenhaus vertauscht“

In der Türkei fühlt sich Gürsoy manchmal, als wäre er zwanzig Jahre in die Vergangenheit gereist. „Die Kultur, die Menschen, ... alles hier ist so anders. Autos sind so altmodisch.“ In Deutschland haben ihn alle Yusuf genannt, weil es so ähnlich wie Josef klingt, in der Türkei nennen ihn alle Dinçer, weil es so türkisch klingt. Ausländerfeindlichkeit hat er nie erlebt. Du hast doch blonde Haare und blaue Augen, hat man ihm gesagt. „Ich glaube, die haben mich im Krankenhaus vertauscht“, sagt er dazu.

Ein Rudel junger Frauen in kurzen Röcken lustwandelt aus dem Palast hinaus. Gürsoys Blick streift die Frauen nur, sein Kamerad gafft ihnen unverblümt nach. „Türkische Männer gucken alle, egal wie alt sie sind. Für fünfundneunzig Prozent aller türkischen Männer ist es nicht normal, sich mit einem weiblichen Wesen ohne Hintergedanken zu unterhalten.“ Er hat aufgegeben, das seinen Mitmenschen zu erklären. „Wenn man bei der Armee ist, merkt man, wie das Gehirn eines Türken funktioniert. Und glaub’ mir, das willst du nicht wissen.“

„Wenn du einmal anfängst zu migrieren, bist du anders“

Alev Karataş wanderte vor zehn Jahren nach Istanbul aus. Die Soziologin suchte die Heimat und fand sich selbst.

Alev Karataş muss nicht mehr über Integration reden. „Und nicht mal das will ich sagen müssen, weil das Thema kein Thema mehr sein dürfte.“ Alev Karataş sitzt in ihrem Büro und kritzelt in einem Notizbuch herum, das Kinn auf die



FOTO: ERIC VAZZOLER

Hand gestützt, den Mund verdeckend. Ihr sonnengelber Pullover will nicht so recht zu ihrer Miene passen. „Nach fünfzig Jahren immer noch über Türken in Deutschland und Integrationsprobleme zu diskutieren, ist für eine Gesellschaft überaus peinlich.“ Hundert Mal haben Journalisten sie gelöchert und daraus meist eine Leidensgeschichte verfasst, in der sie sich selbst nicht erkannte. Mittlerweile ist sie reservierter. „Klar hätte ich die deutsche und türkische Gesellschaft gern anders, aber ich leide nicht darunter.“ Sie redet trotzdem.

Alev Karataş wurde 1969 in Bruchsal geboren. Mit sieben Jahren setzten ihre Eltern sie ins Flugzeug nach Istanbul. Warum, darauf bekam sie bis heute keine Antwort. Sie kam in ein fremdes Land, zu einer fremden Tante, zu einer fremden Cousine, die immer die Prinzessin war. Nach der Grundschule, da war sie zwölf, holten sie die Eltern ins mittlerweile ebenfalls fremd gewordene Deutschland zurück. Schon wieder neuer Wechsel, neue Schule, neue Leute, „das war etwas zu viel für mich“. Zuerst sollte sie die Grundschule wiederholen, dann durfte sie doch die Hauptschule besuchen. Auf einem Wirtschaftsgymnasium schaffte sie später ihr Abitur. Eltern, Lehrer, Freunde – alle glaubten zu wissen, was wirklich richtig oder falsch ist, bis sie keinem mehr glaubte, und sich ihre Wertvorstellungen selbst zusammenbastelte. „Ich bin eigensinnig geworden, ich baue

Beziehungen nur lose auf, damit jeder jederzeit gehen kann.“

Mit „Türkenproblemen“ konfrontiert zu werden, hängt der studierten Sozialwissenschaftlerin zum Hals heraus. „Ich erfülle alle Klischees“ sagt sie trotzdem. Arbeiterfamilie, strenger Vater. Ihren ersten Freund, einen Türken, musste sie mit achtzehn heiraten, weil ein Freund nicht sein durfte. „Ich habe mich in Deutschland nicht integriert gefühlt“, sagt sie. Sie galt in ihrem badischen Dorf immer als Ausländerin. „Das war ein Kaff, ein Loch.“ Es machte sie wütend, dass „sich ein Depp auf der Straße für etwas Besseres hält, obgleich er weniger über Deutschland weiß als ich“. Nach zwei Scheidungen, der Trennung von ihrem Freund und Jobverlust versucht sie vor zehn Jahren einen

Neuanfang in der Heimat ihrer Eltern. Auszuwandern war seit jeher eine Option. „Ich hatte immer den Gedanken, an meine Biographie anzuknüpfen, die nun mal aus zwei Linien besteht.“ Ich wollte irgendwo dazugehören, aufgehoben sein, sagt sie. „Da war der Gedanke: Wäre ich glücklicher in Istanbul?“

Was sie fand, war jedoch nicht das Land der Kindheits-erinnerungen, sondern Egoismus und Karriereversessenheit. Anfangs war sie unsicher, ob sie bleiben sollte. „Es ist etwas anderes, ob man im Urlaub hier ist oder hier lebt. Ich musste erst herausfinden, wie der Alltag hier funktioniert.“ Zum Beispiel, dass es normal ist, Überstunden zu machen. In einer Sockenfabrik schuftete sie in einer 70-Stunde-Woche bis zur Erschöpfung. „Du musst schon blöd sein, wenn du nach mehr als zwanzig Jahren zurückkommst und hoffst, das vorzufinden, was du verlassen hast. Die Menschen haben sich verändert, die Orte haben sich verändert. Letztlich ist es dein Inneres, zu dem zu zurückkehren möchtest.“

Aber jetzt fühlt sie sich in Istanbul immer wohler. „Ich begreife jeden Tag deutlicher, warum ich hier bin.“ Für Karataş hat die Türkei Deutschland etwas Entscheidendes voraus: Ihre Herkunft ist keine Debatte wert. Welche Last sie auf den Schultern getragen hatte, ist ihr erst in Istanbul aufgegangen. Integriert fühlt sie sich dennoch nicht: „Wenn du einmal anfängst zu migrieren, bist du anders. Ich kann hier nicht einfach im selben Beet eingepflanzt werden.“ Den Wunsch, sich in einem Land heimisch zu fühlen, habe sie abgelegt, sagt sie. „Mein soziales Netz und meine Arbeit sind nun die Heimat.“



Weitere Geschichten
von Ariana Zustra
Scannen Sie den nebenstehenden
QR-Code mit Ihrem Mobiltelefon

*Alev Karataş weiß, wovon sie spricht:
Mittlerweile arbeitet die Soziologin in einer
Kommunikationsagentur*

und

Der Profi-Fußballer Roberto Hilbert, der Bratscher Ulrich Mertin und Kreuzbergs ehemalige Bürgermeisterin Cornelia Reinauer haben eines gemeinsam: Sie kommen aus Deutschland und suchen ihr Glück in Istanbul. Wie es ihnen dabei ergeht, erzählen die Reporter von „Servus, Bosphorus!“ im Netz. Die zwölf Geschichten in diesem Heft sind nur der Anfang. Auf reporterreisen.com finden sich alle Artikel, Filme und Audioslideshows, die auf der Istanbulreise der Reutlinger Reporterschüler entstanden sind. Von der Geschichte über eine gigantische Logistikstadt, die deutsche Architekten am Stadtrand planen, bis zum Erfahrungsbericht einer hoffnungsfrohen Bauchtanzschülerin. Und dann war da natürlich noch diese Sache mit den Schweinen

MERKUR

auf...

reporterreisen.com



Die Stiftung Mercator ist eine der größten privaten Stiftungen in Deutschland. Sie verfügt über die weltweit umfassendste Bibliothek in ihrer Themenbreite (Geographie, Ethnologie und Kulturreiseforschung). Sie ist mit einer Kombination aus geisteswissenschaftlicher Wissenschaft, im Sinne von „learning“ und praktischer Arbeit verbunden mit der komplexen Integration, Bildung und internationaler Vernetzung der Stiftung Mercator sowie gesellschaftlicher Arbeit.

Im Bereich Internationaler Entwicklungszusammenarbeit, die Stiftung Mercator die Engagement eines Mann und Frau, sondern auch nicht-Mitglieder unserer Arbeit. Wir freuen uns über Ihre Hilfe, um die Welt zu verbessern.



Stiftung Mercator

www.mercator-stiftung.de www.mercator-stiftung.de